Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

43. Jahrg. | Scottdale, Pa., 19. Mai 1920. | No. 20.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Himmelfahrt.

Himmelfahrt! Als nun am Ende
Unsres Heilands Wallfahrt war,
Hebt er segnend seine Hände
Ueber seine Jüngerschar.
„Siehe! heut und alle Zeiten
Will ich mit und bei euch sein;
Euch die Stätte zu bereiten,
Zieh' ins Vaterhaus ich ein.

„Gehet hin in alle Lande
Und verkündiget mein Wort;
Sprengt die Fesseln! Löst die Bande!
Wirkt in meinem Namen fort.
„Bringt die Botschaft allen Heiden
Vom erstand'nen Gottessohn!
Meine Lämmer sollt ihr weiden,
Sammeln um des Hirten Tron."

Unter heil'gen Schauern beben
Seine Jünger, als er spricht,
Und sie sehen ihn entschweben,
Rings umstrahlt von Himmelslicht.
Also wird er aufgenommen. —
Selig, wer im Glauben harrt,
Wer bei seinem Wiederkommen
Mit ihm feiert „Himmelfahrt"!

Ausgew.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau
Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

19. Mai 1920.

Himmelfahrt.

Die Erde blüht im Maienflor
Und sendet ihre Düfte
Zum lichten Himmelblau empor
Durch weiche Frühlingslüfte.
Ein heil'ges Ahnen hat die Welt
Süß träumend heut umfangen,
Da unser Heiland, Gottes Held,
Zum Himmel eingegangen.

Nun fällt ein Lichtstrahl wunderbar
Von seinem Himmelsgange
Ins Erdental und machet klar
Das Rätsel tief und bange.
„Des Lebens Weg geht überwärts!"
Der Himmel stehet offen,
Damit ein jedes kranke Herz
Beginne neu zu hoffen.

Und bist du bis zum Tode krank,
In altem Gram gefangen,
Weil alles, alles dir versank,
Woran du treu gehangen:
So schlag die müden Augen auf! —
Laß fahren, was auf Erden,
Und sende Blick und Herz hinauf,
Wo es will anders werden!

Denn nicht versiegt des Lebens Strom
Wenn er uns hier versinket,
Er mündet dort im Himmelsdom,
Wohin der Heiland winket.
Hienieden für den Erdenzwist
Ließ er uns seinen Frieden,
Ein Suchen des, das droben ist,
Wohin er uns beschieden.

Meta Heußer-Schweizer.

Pfingstgeist.

Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote; und ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich. Joh. 14, 15. 16.

Keins der hohen christlichen Feste wird weniger verstanden als das dritte und letzte, das heilige Pfingstfest. Wie das kommt? Daher, weil es sich um unsichtbare Dinge handelt, himmlische, ewige Kräfte, ja mehr noch, um eine Person in der hl. Dreieinigkeit, deren Wirken und Walten man am eigenen Herzen erfahren haben muß, wenn man sie verstehen will. Den meisten ist Pfingsten kaum mehr als ein Frühlingsfest, das zu ihnen redet von der frischerwachten Natur mit ihrem wundervollen Leben und ihrer herrlichen Pracht. Die Predigt der Natur: So mußt auch du, o Menschenkind, erneuert werden, blühen, wachsen und Frucht bringen, verstehen nur wenige. Wer ohne den Hl. Geist und seine umgestaltende Kraft dahinlebt, der hat umsonst gelebt, er hat seines Lebens Zweck nicht erfüllt.

Merken wir auf des Herrn Wort, seine Forderung. Er verlangt von uns Liebe, Gehorsam. Als der Herr die Worte unseres Textes äußerte, da waren der Jünger Herzen erschrocken, aber sie verlangten nach seiner Hilfe, seinem Beistand. Da hat der Herr die Liebe in ihre Herzen gegossen, die Liebe zu ihm selber, der sie zuerst geliebt hatte. Das wahre Leben ist in der Liebe, wo sie fehlt, da herrscht der Tod. Nur in der Liebe ist die heilige Gemeinschaft, nach der des Menschen Herz sich sehnt. In der Liebe zum Heiland und Erlöser geht uns das Herz auf, sind wir fröhlich und selig. Da können die Früchte nicht fehlen. Die Hauptfrucht aber ist der Gehorsam. „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote." Die Liebe muß sich ja regen und bewegen und Gutes tun, dem Geliebten zu gefallen. Oder wie es der Jünger der Liebe so unübertrefflich schön geäußert hat: „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer." Die Liebe macht ja alles leicht, auch die schwerste Last. Sie tut mit Freuden, aus innerstem Herzen, was sie tun soll und beschwert sich nimmer.

Wo Liebe und Gehorsam walten, da kann der Heilige Geist nicht fehlen. Doch er muß erbeten sein. Der Herr selbst verheißt den Seinen, daß er den Vater bitten werde, daß er einen andern Tröster gebe. Tröster, das heißt, genau genommen, Fürsprecher, Rechtsbeistand. Den haben wir nötig in dieser Welt. Wieviele Feinde lauern doch auf uns, die uns verleumden, verklagen, wohl gar verfolgen. Wie gut ist es da, daß wir einen Beistand und Helfer haben. Mögen Menschen übel von uns reden, wenn nur der Heilige Geist uns tröstet und aufrichtet. Dann mögen wir singen und fröhlich sein, wenngleich alles wider uns wäre. Ja, es ist wahr, was der Dichter aus eigener Erfahrung singt:

Sein Geist spricht meinem Geiste
Manch süßes Trostwort zu,
Wie Gott dem Hilfe leiste,
Der bei ihm suchet Ruh.
Und wie er hab' erbauet
Eine edle feste Stadt,
Da Aug' und Herze schauet,
Was es geglaubet hat.

Welche Liebe des Heilandes, daß er sich der Seinen so treulich angenommen hat. Er konnte nicht immer sichtbar bei ihnen bleiben, ging er doch zurück in die Heimat, da sandte er ihnen einen vollgültigen Ersatz, den Tröster oder Fürsprecher. Der soll bei den Jüngern bleiben ewiglich. O teure, köstliche Verheißung des Herrn! Sie besteht heute noch zu Recht. In der Welt herrscht der Geist des Irrtums und der Lüge, und niemals hat er sich mächtiger erzeigt, als in dieser Zeit des Weltkrieges. Glauben wir darum aber ja nicht, es sei der Geist aus dem Abgrund Herr und Meister in der Welt. Gewiß, in den Kindern des Unglaubens hat er sein Wesen, sie sind seine willigen Werkzeuge. Aber dennoch ist der Heilige Geist noch immer tätig und wirksam in der Kirche. Wie er die einzelnen durchs Evangelium mit seinen heiligen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben heiligt und erhält, so beruft er noch immer die ganze Christenheit auf Erden, sammelt, erleuchtet und heiligt und erhält sie bei Jesu Christo im rechten einigen Glauben. Das ist unser Trost bei aller Verzagtheit im Blick auf Mängel und Gebrechen in der Kirche, ihre Zerrissenheit und Weltförmigkeit, daß der Heilige Geist in ihr wirksam ist und sein Werk der Erneuerung weiter treibt. Noch immer führt er die Gläubigen in die Wahrheit, mehrt in ihnen Erkenntnis und Verständnis, heiligt und weiht sie zum ewigen Leben. Er wird die Kirche der Vollendung entgegenführen, daß Christus sei alles in allem.

So wollen wir trotz aller Not der Zeit mit Freuden Pfingsten feiern und uns dem Wirken des Gottesgeistes überlassen. Unsere Bitte sei die: „O heilger Geist, kehr bei uns ein Und laß uns deine Wohnung sein." — Friedensbote.

Pfingstwunder.

Joel 3, 1—5.

Der Prophet hat die Pfingsttat von ferne geschaut, die Erfüllung ist gekommen. der Apostel Petrus bezeugt es der bestürzten Menge: „Das ist, das der Prophet Joel zuvor gesagt hat." Wunderzeichen vom Himmel, das Brausen eines gewaltigen Windes. Das Zeichen an den Menschen, die feurigen Flammen, und Wunderzeichen in der Tiefe des Innern, das Reden mit neuen Zungen, beweisen es dem Auge, Ohr und Geist des Menschen, daß Gottes Geist ausgegossen ist über alles Fleisch. Wie einst, da der Odem des Ewigen über den Wassern schwebte, ist jetzt ein Neues geschaffen, eine wiedergeborne Menschheit in der Zahl der Gläubigen, die Gemeine Christi, die sich hält an seine Lehre, das Reich Gottes, dem die Vollendung verheißen ist. Die Pfingstzeit ist ein einmaliges, grundlegendes Wunder. Was aber durch dasselbe hervorgebracht worden ist, hat bleibend Dauer. Der Glaube, die Gemeine und das Reich Gottes bestehen ewiglich, und ebenso geht die Wirkung des Heiligen Geistes seit Pfingsten unablässig fort. Vergebens zwar sucht und erwartet mancher Schwärmer jene Wunderzeichen. Sie sind das Wesentliche nicht. Wir erfahren nicht mehr prophetisches Weissagen, oder das Schauen von Gesichten und Träumen. Allein das Glaubensauge wird erschlossen für Gottes Geheimnisse, das Ohr geöffnet für sein Wort, der Mund begeistert zum Reden von seinem Liebesrat. Fort und Fort arbeitet und schafft der Geist von oben an den Menschenseelen, reinigend. umgestaltend und beseligend, bis alle

Schranken fallen, aller Haß und Hader schwindet und alles Fleisch von ihm ergriffen wird.

Das Pfingstwunder vollendet sich. Noch erscheint ein neuer Tag mit Wunderzeichen am Himmel und auf Erden, der große und schreckliche Tag des Herrn, aber er bringt Errettung und ewiges Heil denen, die vom Geist berufen sind und im Geist ihn anrufen. — Ausgew.

Das Reich Gottes.

Von J. Haweck.

Fortsetzung.

Durch welches er nachweisen will, welches das Verhältnis der Juden und Heiden zum Heil sei. Nachdem er seine herzliche Sorge für Israel und seinen tiefen Schmerz ausgesprochen, daß das auserwählte Volk der Verheißung das Heil von sich gewiesen, weist er daraufhin, daß Gottes Erwählung und Verheißung doch feststehe, wie auch Israel sich ihm gegenüber verhalten möge. Römer. 9, 6—13. Aber diese Erwählung beruht nicht auf irgend einem Verdienst Israels, sondern auf Gottes freier Gnade. Darum kann und darf Israel auch nichts von Gott fordern, sondern alles, was Gott tut, ist Barmherzigkeit. Er ist der Herr und kann sich erbarmen, wessen er will, 9 14—29. So aber muß auch das Heil eine freie Gabe Gottes sein, die er schenken kann, wem er will: Juden oder Heiden. Eben dies hatte Israel bisher nicht erkennen wollen, deshalb blieben sie außerhalb des neuen Gottesreiches, in welchem gerade das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo verkündigt werde, die Heiden, welche dem Wort von der freien Gnade Gottes glaubten, kamen daher in dasselbe hinein, während Israel, das auf seine eigene Gerechtigkeit trotzte, draußen stehen blieb. Das war nicht Gottes Schuld, denn er streckte seine Gnadenarme den ganzen Tag aus nach seinem Volke, welches die Einladung nicht annehmen wollte, Röm. 10,21. Damit aber war Israel nicht für immer verworfen. Selbst jetzt war noch, wie in den Tagen des Elias, ein Rest geblieben, der das Heil annahm, während die große Menge ihr Herz dem Gnadenruf verschloß. Röm. 11, 1—10. Aber auch um dieser willen müssen wir die Gnade und Weisheit Gottes bewundern und preisen.

Denn um dieser beklagenswerten Blindheit Israels willen widerfuhr den Heiden das Heil, Römer 11, 11, indem die Apostel ihnen das von den Juden verschmähte Evangelium verkündigten. So ward Israels Fall der Welt Reichtum und ihr Schade der Heiden Gewinn. Dann aber sollte eben der Umstand, daß die Heiden eher als sie in das Reich Gottes eingingen, die Eifersucht Israels erwecken, daß auch sie sich wieder dem Evangelium zuwendeten, und auch diese abgebrochenen Zweige wieder in den wahren Oelbaum eingepropft würden, Vers 17 bis 24. Schließlich betont der Apostel noch daß, wenn dieses einmal geschähe, Israel dem ganzen neutestamentlichen Gottesreich zu großem Segen sein würde. Wenn aber ihr Fall der Welt Reichtum und ihr Schade der Heiden Gewinn ist, wieviel mehr, wenn ihre Zahl voll sein wird. „Denn so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders-sein, denn Leben von den Toten?" Vers. 15. Und nun am Schluß seiner Betrachtung faßt Paulus den Totalinhalt des Ganzen in die beiden Verse, die uns vornehmlich beschäftigen, zusammen. Der Apostel sagt zunächst, es sei ein Geheimnis, daß er uns nun mitteilen wolle, das heißt, er wolle uns etwas Wichtiges enthüllen, was den Menschen allein durch eine göttliche Offenbarung gegeben werden könne. Der Inhalt dieses Geheimnisses umfaßt folgende Punkte: Blindheit habe sich eines Teiles Israels bemächtigt. Diese Blindheit, welche es veranlaßte, daß die Heilsbotschaft so bald zu den Heiden kam, soll währen, bis „die Fülle" dieser in Gottes Reich eingegangen ist. Die Fülle bezeichnet nicht gerade alle Heiden, doch aber eine große Zahl derselben.

Das Evangelium soll ja, ehe das Ende kommt, der ganzen Welt gepredigt werden, Matth. 24, 14; und da Gottes Wort nicht leer zurück kommen soll, werden sich auch viele Heiden aus allen Völkern und Geschlechtern bekehren, wie wir ja bereits aus der Offenbarung 7, 9 gesehen haben, daß viele aus allen Völkern, eine große Schar vor dem Tron des Lammes stehen. Wenn dieses geschehen ist, soll auch ganz Israel selig werden. Das „ganz" steht offenbar im Gegensatz zu „den Ueberbliebenen nach der Wahl der Gnaden," die schon in der Zeit der Apostel zum Glauben an Christum kamen und muß wirklich eine große Menge des Volkes bedeuten, jedenfalls eine „Fülle Israels," die der „Fülle der Heiden" entspricht. Wie das geschehen wird, sagt der Apostel nicht; es kann aber wie die Schrift überall bezeugt, nur dadurch geschehen, daß Israel Christum im Glauben ergreift und so in Gemeinschaft mit ihm tritt. „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden," Apg. 4, 12. Also Israel als Volk soll in die christliche Gemeinschaft eingehen; damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle Einzelnen wahre Christen werden. Es würde das sowohl gegen die Natur der menschlichen Freiheit, wie auch gegen die Erfahrung aller Zeiten sprechen. Wann soll diese allgemeine Bekehrung der Juden eintreten? Die Schrift sagt weiter nichts, als was wir schon gehört haben, nämlich dann, wenn die Fülle der Heiden in Gottes Reich eingegangen ist. Eher dürfen wir sie nicht erwarten. Bis zu der Zeit werden nur, wie bisher, einzelne Juden sich zu Christo bekehren. Ihrer sind ja nicht wenige. Man hat berechnet, daß seit Anfang unseres Jahrhunderts 150,000 Juden getauft worden sind, und in den letzten zehn Jahren haben die Juden-Bekehrungen bedeutend zugenommen. Aber eine Bekehrung des ganzen Israel als einer Nation können wir nicht eher erwarten, als bis die Heidenmission mit ihrer Friedensbotschaft zu allen Völkern der Erde hindurchgedrungen ist. Wie lange Zeit dies in Anspruch nehmen wird, wissen wir nicht. Wenn man bedenkt, daß jetzt, nach über 1900 Jahren, noch nicht der dritte Teil der Menschheit zur christlichen Kirche gehört, könnte es scheinen, als läge das Ziel noch in fernen Zeiten vor uns. Indessen haben wir noch niemals eine Missionszeit gehabt, wie die gegenwärtige, weshalb man unser Jahrhundert auch das Missionsjahrhundert genannt hat. Drei Millionen Heidenchristen sind das Resultat der Missionswirksamkeit unseres Jahrhunderts, und noch stehen wir ja erst in der Morgenröte der neueren Mission. Und außer den Missionaren der alten christlichen Welt treten große Scharen eingeborner Christen in die Missionsarbeit ein. Wer weiß ob das Ende nicht rascher kommt, als wir ahnen! Wir wüßten nun also die Zeit, vor welcher Israels Bekehrung nicht eintreten wird. Innerhalb welcher Zeit aber soll sie abgeschlossen sein? Darüber sagt die Schrift nichts Bestimmtes. Nach Offenbarung 7 scheint sie indessen, wie wir früher nachgewiesen haben, vollendet zu sein, ehe der Antichrist auftritt. Auch kann man sich nicht wohl denken, daß die Feindschaft wider das Reich Gottes ihre höchste Höhe erreicht haben wird, ehe seine Entwicklung ganz abgeschlossen ist und ein aus Juden und Heidenchristen gesammeltes Gottesreich dasteht.

Die nächste Frage, die nun zu beantworten ist, ist diese: „Warum muß die Fülle der Heiden in Gottes Reich eingegangen sein, ehe Israel als Volk in die Kirche eintritt? Das kann nicht zufällig sein, zwischen beiden Ereignissen muß vielmehr ein innerer Zusammenhang bestehen. Paulus deutet es Vers 11—13 und 14 an. Auch mit besonderer Rücksicht auf die Juden preist er sein Amt als Heidenapostel; er hofft gerade durch seine Arbeit an den Heiden die Eifersucht der Juden zu wecken, also daß auch diese das Heil annehmen müssen. Freilich galt diese Hoffnung zunächst den Einzelnen, „den Ueberbliebenen nach der Wahl der Gnade, Vers 5—7. Erwartet er aber von der teilweisen Heidenbekehrung einen solchen Einfluß auf die Einzelnen, so scheint daraus zu folgen, daß die ganze und volle Heidenbekehrung einmal einen ähnlichen Einfluß auf „das ganze Israel ausüben wird. Aber dazu kommt noch ein anderes. Schon 1. Mose 49, 10 wird vom Messias gesagt, „demselben werden die Völker anhangen." Jes. 2, 4. Sach. 9, 10. Wenn nun die Juden sehen, daß dies an dem Jesus von Nazareth in Erfüllung geht und alle Völker ihn als ihren Heiland und König huldigen, so muß ihnen das doch ein starker Beweis dafür sein, daß er der verheißene Messias ist. Wie könnte es auch anders sein, wenn er bereits die Völkerwelt erobert hat? Anders steht es jetzt, da noch so viele andere Religionen Millionen Anhänger haben, der Buddhismus z. B. hat ebenso viel Anhänger wie das Christentum und der Jude kann seinen Unglauben mit der Behauptung entschuldigen, Buddha könne ebenso wohl der Messias sein, wie Jesus von Nazareth. Wenn aber alle heidnischen Völker — oder wenigstens die Hauptzahl dersel-

ben sich zu Christo bekannt haben, dann fällt dieser Einwand hin. Die jüdische Nation wird sich einsam und verlassen fühlen, wenn sie allein dem Heiland nicht huldigt. Das kann seine Wirkung nicht verfehlen. Wir verstehen also sehr wohl, weshalb die Heidenbekehrung die Bekehrung der Juden veranlassen kann.

Welche Stellung wird nun das bekehrte Israel einnehmen? Viele meinen, die bekehrten Juden würden in ihr Land zurückkehren, dort ein neues Gottesreich errichten, den Tempel wieder erbauen, ja einzelne haben sogar geglaubt, sie würden eine gewisse mosaiische Gottesverehrung wieder aufrichten, nur mit einem neuen Inhalt, da dann die alttestamentlichen Opfer nur Symbole des von Christo bereits gebrachten Opfers sein würden. Jerusalem soll dann die Hauptstadt der ganzen Christenheit werden, und die Juden das centrale und einflußreichste Volk derselben. Von dem allen sagt Paulus kein Wort. Allerdings verbinden die alttestamentlichen Weissagungen die Bekehrung der Juden fast immer mit ihrer Rückkehr in ihr Land und in der Regel auch mit der erneuerten Jehova-Verehrung. Das aber hat seinen Grund in der ganzen alttestamentlichen Anschauung, nach welcher Volk, Land und die mosaiische Gottes-Verehrung miteinander verbunden sind, weshalb Paulus, der alles in dem helleren neutestamentlichen Licht ansieht, auf diesen Moment keine Rücksicht nimmt, sondern uns nur verkündet, daß Israel selig werden soll. Es dürfte daher kaum im Geiste des Apostels Paulus sein, wenn einzelne bekehrte Juden, wie der bekannte Rabbinowitz, eine eigene Christengemeinschaft mit besonderem jüdischen Charakter bilden wollte. Damit wollen wir indessen nicht leugnen, daß, wenn die alttestamentlichen Weissagungen immer wieder und wieder Israels Bekehrung und ihre Rückkehr in ihr Land miteinander verbinden, dieser Zug möglicherweise auch zum Wesen der Verheißung gehören kann und nicht nur eine Form ist, welche ihren Grund in der ganzen Welt- und Lebensanschauung des Propheten hat. Auch abgesehen von jenen Verheißungen spricht unleugbar manches dafür, daß die Juden wirklich noch einmal in ihr Land zurückkehren werden. Soll Israel als Volk in die Kirche eingehen, eine christliche Nation werden, so weiß man nicht recht, wie das möglich sein kann, wenn sie nicht in ihrem eigenen Lande wohnen, sondern noch wie jetzt über die ganze Erde verstreut sind. Auch scheint die merkwürdige Zähigkeit, mit welcher sie in allen Ländern und zu allen Zeiten ihre Nationalität bewahrt haben, darauf hinzudeuten, daß sie noch einmal als ein gesammeltes Volk auf dem Schauplatz der Geschichte auftreten werden. Sie gleichen einem Fluß, der sein Wasser nicht mit dem Meer vermischen will, in welches er sich ergossen hat und wo er gerade so, wie zuvor, weiter fließt. Fortsetzung folgt.

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Offb. 2, 10.

Was wir in Sibirien gefunden und ausgerichtet haben.

W. P. Neufeld.

Fortsetzung.

Um eines bin ich vielfach gebeten worden, nämlich, daß die betenden Mennoniten in Amerika auch ihrer in Sibirien fürbittend gedenken möchten, und sehr viele haben gefragt, ob es nicht möglich zu machen sei, daß sie nach Amerika auswandern könnten. — Auf die letzte Frage mußte ich ihnen wahrheitsgetreu antworten, daß die Vereinigten Staaten vorläufig nur in seltenen Fällen russischen Untertanen die Erlaubnis zur Einwanderung erteilen, weil sie das Eindringen bolschewistischer Ideen verhindern wollen. — Was aber ihre Bitte betrifft, so möchte ich sie dringend unterstützen. Denn in der Tat, sie bedürfen der Fürbitte. Zwar findet man in Sibirien kaum mehr etwas von deutschfeindlicher Stimmung. Ueberall, selbst in den Sälen der Regierungsgebäude und in Gegenwart von Beamten, darf man sich ungescheut deutsch unterhalten. Auch hat jedes mennonitische Dorf seine selbstunterhaltene Schule mit deutschem Religionsunterricht und deutscher Sprache. Aber die sich so ganz in ihrer Nähe, in den umliegenden Russendörfern abspielenden Ereignisse setzen sie in Angst und Sorge, ob es nicht auch an sie kommen könnte. Zu verschiedenen Malen hörte ich die Aeußerung: Ich möchte mich gern den ganzen Tag über gründlich müde arbeiten, wenn ich dann nur auch abends ruhig mein Haupt zum Schlafen niederlegen dürfte." In den russischen Dörfern sind es einmal die Roten„ die sich in den großen Wäldern hinter den Dörfern aufhalten und plötzlich die Dörfer überfallen um zu rauben und die junge Mannschaft mitzunehmen, ein andermal die Kosaken und die Polen, die zur Strafe dafür, daß die Roten dagewesen sind, morden und brandschatzen. — Dann aber sind die Geschwister auch von der Sorge bedrückt, wie sie durch den Winter kommen werden. Zwar vor Nahrungssorgen scheint es werden sie bewahrt sein, daß sie letztes Jahr (1919) eine sehr gute Ernte an Getreide und Gemüse gehabt haben und noch in den Oktobertagen, als wir da waren, schönes Wetter zum Einernten und Dreschen bekamen. Da ist es nur noch die Frage, ob ihnen nicht das meiste davon gewaltsam abgenommen wird. Aber woran es fehlt, das sind vor allem Kleider und Betten. Selbst bei den Wohlhabenden geht der Kleidervorrat zu Ende. Bei den Aermeren herrscht großer Mangel daran. Ich war in einer Wohnung, da ging außer dem Mann alles barfuß, und das, was die Kinder noch anhatten, war nicht mehr mit Namen zu bezeichnen, in Strählen hingen Hosen und Kleider herunter. Die Frau sah ja wohl nicht sehr appetitlich aus, es hätte etwas anders sein können; aber ich dachte, zum Flicken gehört auch etwas Dasein, Nadel und Zwirn tun's nicht allein, und auch daran fehlt es. Vergebens sah ich mich nach Betten um. In einem wackeligen Bettgestell war ein Haufen Stroh, bedeckt mit einigen Säcken, und in einer Wiege lag ein Haufen Lumpen. Mir schien es so, als könnten das seinerzeit einmal Decken gewesen sein. Das war, wie die Frau sagte, alles, was sie zum Schlafen hatten. Die Frau und einige Kinder — es waren ihrer, glaube ich, im ganzen fünf — hatten Frostbeulen oder Geschwüre an den Füßen. Der Mann war noch wohlgemut, zeigte mir seinen großen Kartoffel- und Rübenvorrat (aus letzterem machen sie sich Sirup), seine 2 Schweinchen, eine kleine Herde Gänse, seinen netten Haufen ungedroschenen Weizen — ein Teil war noch auf dem Felde— und hoffte für den Winter vor Nahrungssorgen bewahrt zu bleiben. Das Einernten geht nur langsam, weil ihnen die besten Pferde und Wagen genommen sind. Jetzt müssen sie sich mit beiden und auch mit Dreschmaschinen gegenseitig aushelfen. Von letzteren sind selten mehr als vier auf 20 bis 30 Höfen. Auch in manch anderer Beziehung herrscht fast bei allen große Dürftigkeit. So wurde ich beim Durchwandern der Häuser häufig an die Zeit unserer Groß- und Urgroßeltern erinnert. So war in vielen Familien der Spinnrocken wieder zu Ehren gekommen, um das bischen Schafwolle zu spinnen. Abends saß die Familie um einen Scherben mit Fett, in welchem ein Docht die notdürftige Beleuchtung gibt. Solch ein Scherben mit zwei Dochten darin bildete bei mehreren Versammlungen in den Schulen die einzige Beleuchtung. Armutsverhältnisse, wie das oben geschilderte, habe ich an verschiedenen Orten gefunden, aber fast überall noch Mut, Hoffnung und Dankbarkeit für das, was sie erhalten haben. Auch freuten sie sich auf die zu erhaltende Kleidung. Doch sagte man mir, die besuchten Dörfer seien noch nicht die ärmsten, die an der äußeren Grenze der Ansiedlung gelegenen seien noch ärmer. Fortsetzung folgt.

— Aus dem „Christlicher Bundesbote."

Wenn ich nur dich habe so frage ich nicht nach Himmel und Erde.

Psalm 73, 25.

Von Peter Töws, Swalwell, Alta.

März 17, 1920.

Asaph, dein Psalm, den du dereinst gesungen,
Daß Israel hab' dennoch Gott zum Trost,
Ist noch bei Gleichgesinnten nicht verklungen,
Wie reine Herzen Gottes Lieb umkost.
Zwar war mein Fuß beinahe auch am Gleiten
Da ich verdrossen ward, es anzusehn,
Daß es den stolzen, ruhmredigen Leuten
So glücklich wohl ergeht und köstlich schön.

Doch wollen wir nicht alle gottlos nennen
Die reich gesegnet hier an Gütern sind,
Da manche sagen, daß sie Christum kennen,
Und Andre, daß sie sei'n ein Gotteskind.
Es war nicht oft das Los eines Poeten
An ird'schem Gut und Schätzen reich zu sein,

Noch wen'ger der Apostel und Propheten,
„Hab ich nur dich", das war ihr Schatz allein.

„Was sollte Gott nach jenen Leuten fragen,
Was achtet wohl der Höchste ihr Geschlecht?"
So hört man, gleichsam als vom Himmel, sagen:
„Sie fügen sich nicht unserm Völkerrecht."
So wurdest du denn hin und her geschoben,
O, Gottes Israel*, das ist dein Los;
Wo Huld und Gunst dich dann und wann erhoben,
War es, weil Vorteil man durch dich genoß.

Und schaut man aus vom Heiligtume Gottes,
Nachdem man in sich kehrt zum eignen Heil,
Und merket auf das Ende ihres Spottes,
Wie diesen wird ein schrecklich Los zu Teil,—
Hier läßt der Asaph sich dann weiter hören,
Wie sie geraten auf das Schlüpfrige
Nachdem sie ließen also sich betören:
„Ich schaute auf ihr End;" o weh, o weh.!

Muß ich gleich wie ein Narr sein und nichts wissen
Und nach wie vor so schnöde sein verkannt,
Was schadets, wenn Gott Raum macht meinen Füßen,
Mich leitend überwacht mit Aug' und Hand?
So will ich daran voll Genüge haben
Denn endlich nimmt er mich mit Ehren an,
Da will ich dann am Seligsein mich laben
Wenn ich nach Glauben ewig schauen kann.

---

15. Denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Kreatur.

16. Und wieviele nach dieser Regel einher gehen, über die sei Friede und Barmherzigkeit, und über dem *Israel Gottes.

Vereinigte Staaten

Kansas.

Inman, Kansas, den 29. April. Werter Editor! Es war Sonntag, den 25. April, ein recht bewegter Tag, denn es waren in Inman und in nächster Nähe vier Hochzeiten. Es hatte nachts schon geregnet und regnete auch noch vor- und nachmittag, was nicht gerade sehr passend war. Von der einen Hochzeit will ich hier berichten, weil die Brautleute Glieder unserer Gemeinde sind.

Der Bräutigam ist Jakob F. Neufeld, Sohn von Witwe Johann J. Neufeld. Seine Braut ist Elisabeth Enns, Tochter von Isaak Enns, wohnhaft im östlichen Oklahoma. Also Sonntag, den 25. April, 2 Uhr nachmittag fand die Hochzeit statt. Nachdem mehrere Lieder gesungen worden, wurde noch das Lied No. 252 gesungen, worauf Br. P. T. Neufeld die Einleitung machte mit Petri 4, 10. Er hob besonders das Dienen hervor, ohne welches es ja auch im Eheleben nicht geht. Br. A. P. Neufeld gab das Lied No. 418, 2 im Gesangbuch an und sprach über Luk. 19, 1. 10. Er machte besonders darauf aufmerksam daß wir Jesum suchen müssen. Aelt. Kröker gab das Lied No. 421, und zwar den 3. Vers an und hatte seinen Text gewählt aus Römer 15, 2. 7. Er wies nach Vers 5 darauf hin, daß wir „Eines sein" sollen und nach Vers 7, einander aufzunehmen. Weiter las er ihnen noch die Eheregeln aus Eph. 5, 22—33 und 1. Thess. 2, 8—12 vor, machte etliche passende Bemerkungen und betete mit den Brautleuten, worauf er den Akt der Trauung vollzog. Nach der Trauung rief er ihnen noch zu mit dem Dichter: „Ja, tracht't zu tun, was Gott gefällt" usw. Das Lied No. 427, Ges., ist sehr passend und wurde von Br. Kröker vorgesprochen, der ihnen auch Gal. 6, 5 mit ins Leben gab. Glückwünsche wurden ihnen gebracht von der Mutter der Braut und der Schwester derselben, sowie von Br. Jak. J. Pauls, Röm. 12, 12. — Das Schlußgebet sprach Schreiber dieses. Als Schlußlied wurde No. 313 aus dem Gesangbuch mit Noten gesungen.

Das Wetter ist jetzt schön. Der Weizen ist überall sehr dünn, Gerste und Hafer sind gut. Mit dem Cornpflanzen wird begonnen. Schwer Kranke sind Br. Heinr. A. Wiens, welcher in letzter Zeit sehr abgenommen hat, und, menschlich gesagt, dem Ende nahe ist. Auch Schwester Peter Lepp liegt in großen Schmerzen und kann fast nicht leben. Möge der Herr sich ihrer erbarmen! Geschw. Gerhard Wallen sind bedenklich krank. A. A. Wiens ist am Bessern.

Grüßend verbleibe ich Euer aller Mitkämpfer und Mitpilger nach der obern Heimat.

John J. Pauls.

Montana.

Lustre, Montana, den 26. April. Friede als Gruß! Lieber Br. Wiens, sowie alle werten Freunde und Menn. Rundschauleser! Wollte heute wieder versuchen, einiges von dieser Gegend zu berichten. Weiß beinahe nicht, was und wie anfangen, denn besondere Neuigkeiten sind in letzter Zeit nicht vorgekommen und diejenigen, welche im letzten Bericht als krank gemeldet werden mußten, sind, gottlob, wieder alle genesen. Auch zur Zeit dieses Schreibens weiß ich nicht von Krankheit zu berichten, wenigstens hier in unserer Umgebung nicht.

Der lange und anhaltende Winter muß dem Frühling je mehr und mehr weichen, und die warmen Strahlen der Sonne, welche letztere hier auch immer höher steigt, tun auch das ihre, um dem Frühling den ihm gebührenden Platz einzuräumen. Doch vorigen Freitag, den 16. d. Mts., hatten wir des morgens einen Schneesturm aus dem Nordosten, daß es nur so eine Art war. Weil der Wind auch ziemlich groß dabei war, so blieb der Schnee doch somehr überall liegen, und zwar deshalb, weil es nicht sonderlich kalt dabei war, ich glaube, das Queckfilber stand so auf dem Gefrierpunkt. Doch hat es dieses Mal, glaube ich, mehr geschneit, als es diesen Winter auf wiederholten Malen geschneit hat. Und weil der Erdboden schon frostfrei war, so ist der zu Wasser gewordene Schnee alle in die Erde gezogen, daß wir es hier jetzt auch sehr naß haben, welches in den zwei Jahren meines Hierseins noch nicht der Fall gewesen ist. Die Hoffnung für eine gute Ernte ist daher wohl berechtigt, welcher sich der Farmer denn auch schon gerne hingeben, und sie möchten darinnen auch nicht getäuscht werden, und das werden sie nicht, denn der Herr wird Segen geben, so wird's wachsen und gedeihen.

Mit der Saatzeit ist bis heute nur noch ein kleiner Anfang gemacht worden, das heißt schon vor dem letzten Schnee, doch vergangene Woche ist nichts auf dem Felde geschafft worden, weil der Schnee zu langsam taute, und hernach war es zu naß. Doch, weil das Erdreich jetzt so naß ist, so kann das Getreide auch gleich aufgehen, das heißt, wenn es erst warm genug dazu ist.

Die heilige Ostern durften wir auch im Segen verleben, und wurde es uns wieder aufs neue zur Gewißheit, daß der Herr wahrhaftig auferstanden ist, und Simon erschienen, weil er auch uns im Geiste erschien und uns merklich, fühlbar nahe kam, „denn in Ihm leben, weben und sind wir." Und darum ist der Glaube an eine zukünftige Auferstehung auch wieder mächtiger und reger geworden, auf dem, daß man hoffet und nicht zweifelt an dem, daß man nicht siehet. Es gibt das ja in dieser Beziehung, besonders in diesen Tagen, verschiedene Fragen: Werden wir wirklich auferstehen? Doch ist das eben die „sollte Gott gesagt haben?" Frage. Und es gilt dann eben, nicht anzuschauen, um sich zu überzeugen, daß er lieblich anzusehen ist, weil er klug machte, sondern einfältig genug bleiben und dagegen anzukämpfen, um damit den großen Stein von des Grabes Tür wegzuwälzen, um einen freien, offenen Blick in das Inneres des Grabes werfen zu können, und zu sehen: Unser Grab ist leer, nicht öde. Mir kam in diesen Tagen der Gedanke, was gibt es wohl in dieser Welt, womit wir nicht zu kämpfen haben! Und ich kam zu dem Entschluß: Nichts. Und zwar kam ich durch dieses Wort darauf, was wir in Ebr. 11, wohl im 6. Vers beschrieben finden, wo es unter anderm heißt: „Aber ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen, denn wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde." Und er wird auch denen ein Vergelter sein, die mit Martha bekennen und glauben, daß ihr Bruder Lazarus auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage. Und das „über Bitten und Verstehen" ging auch hier in Erfüllung, indem die Vergeltung gleich geschah. Glauben wir an einen Sohn Gottes, so glauben wir auch an eine Auferstehung.

Jakob M. Thießen.

Nebraska.

Beatrice, den 2. Mai 1920. Es wird gewünscht, die Korrespondenzen möchten kurz sein, so war denn in der letzten

von hier nichts von dem lieblichen Hochzeitsfest berichtet worden, welches am 14. vorigen Monats im Hause unseres Predigers J. K. Penner und seiner lieben Frau stattfand.

Durch ihren Vater selbst wurde die Tochter Gertrude mit unserm Glaubensbruder P. W. Bartsch aus Newton, Kansas, ehelich verbunden. Der Trautext war dieser: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade.“ Ebr. 13, 9.

Viele Gäste von nah und fern, etwa 125, hatten sich, so freundlich dazu geladen, gern eingefunden. Auch der Unterzeichnete und seine l. Frau, überrascht und erfreut durch eine so liebe Einladung, konnten, da das Wetter so herrlich und das Festlokal so nahe war, an all dem Schönen, welches dort geboten wurde, teilnehmen.

Ein reiches Mahl vereinte die Anwesenden, viele liebe Kinder sagten laut und verständlich liebliche Gedichte auf, welche von den nächsten Verwandten der jungen Leute selbst angefertigt waren; alle wiesen auf den lieben Heiland, wie wir in Ihm und nur in Ihm alles finden, was wir brauchen auf der Reise durch dieses Pilgertal. Dasselbe wollten auch die schönen Gesänge der jungen Leute tun.

Mitfreundlichem Gruß an alle Leser,

Andreas Wiebe.

New York.

Ich habe den Artikel „Kann ein wahrhaft Gläubiger oder ein Kind Gottes verloren gehen?“ von H. Rempel, Steinbach, Manitoba, in Rundschau No. 17, Seite 3 und 5 gelesen und finde ihn ganz richtig; aber wie wäre es, Freund Rempel, wenn man die Frage ein wenig anders stellen täte, vielleicht brauchte dann nicht mit „Ja“ und „Nein“ geantwortet werden, sondern einfach mit „Ja“.

Ich möchte die Frage so stellen: Kann ein Mensch, der gläubig oder ein Kind Gottes ist, wieder abfallen und verloren gehen?— Antwort: Ja, er kann von Gott wieder abfallen und verloren gehen. Nämlich wenn er Gottes Wort verachtet, von sich stößt, sich mutwillig wieder in Unzucht, Zauberei, Feindschaft, Mord, Fressen, Saufen und dergleichen Sünden begiebt, denn dadurch wird der Glaube verloren, der hl. Geist betrübt, ausgetrieben und der Mensch von Gott verlassen. Und wo er also ohne Bekehrung bleibet, muß er verloren werden und hilft ihm nicht, daß er zuvor gläubig und fromm gewesen ist. Denn so saget Gottes Wort: Hesekiel 33, 13; 1. Sam. 16, 14; 2. Petri 2. 20. 21; Lukas 12; Römer 11, 20—23.

Auf den Einwand, daß der Herr, Johannes 10, 29, sagt, daß niemand seine Schafe aus seines Vaters Hand reißen kann, sage ich: Derselbe hat keinen Ueberfluß auf die Wahrheit der Lehre, daß Christi Schafe sich durch eigene Kraft und Schuld der schützenden Hand ihres Hirten entziehen können. Der angeführte Spruch sagt nur, daß Gottes allmächtige Hand ausgestreckt ist und bleibt zum Schutze seiner Kinder gegen alle Gewalten des Teufels und der bösen Welt, daß Gottes Macht sie durch den Glauben bewahren will zur Seligkeit, daß nichts uns trennen kann von der ewigen unwandelbaren Liebe, soviel an Gott liegt, keineswegs aber, daß Gott irgend einen Menschen gegen seinen Willen zur Seligkeit zwingen will. O glaube nicht, du gläubiges Kind Gottes, es sei überhaupt nicht möglich, daß auch du in den Irrtum verführt werdest! Es ist der Teufel der dir das einflüstern will, um dich sicher zu machen. O Wache, wache und bete! Lies mit Bedacht und in hl. Scheu, was Gottes Geist durch den Mund des Propheten Hesekiel 18, 24 auch dir sagt: Hier redet Gott den Gerechten an, das im wahren Glauben stehende Kind Gottes, und von diesem sagt der Mund der ewigen Wahrheit selber, daß er sterben und ewig verloren gehen werde, wenn es durch eigene Schuld seinen Glauben verlieren würde. Daß ein Gläubiger durch eigene Schuld verloren gehen kann, bestätigt auch der Spruch 2. Petri 2, 20. 21. Hier werden die Gläubigen beschrieben als solche, so entflohen sind dem Unflat der Welt durch die Erkenntnis des Herrn und Heilandes Jesu Christi, und der Apostel sagt von ihnen, daß, wenn sie wiederum in denselbigen verflochten und überwunden würden, das Letzte mit ihnen ärger geworden sei, denn das Erste, ja es wäre besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit gar nicht erkannt hätten.

Bitte, noch zu lesen Offenb. Joh. 3, 3 und 5; Offenb. Joh. 22, 19; Römer 11, 20—23.

Es ist eine gefährliche Lehre, wie die Irrlehrer behaupten, die Gläubigen könnten wohl eine Zeitlang fallen, aber wirklich sterben, wirklich ewig verloren gehen könnten sie nicht. — Wie ist es überhaupt auch nur denkbar, daß der Herr seine Gläubigen so ernsthaft und eindringlich vor dem Abfall warnen sollte, wenn es diesen platterdings unmöglich wäre, daß sie könnten verloren gehen. Ein großer Kirchenlehrer (Luther) schreibt darüber: „Wie ist Saul, David, Petrus u. etliche Jünger Pauli gefallen, darum ist es not, daß man dieses zu unsern Zeiten denen predigen, die jetzt das Evangelium wissen, mir und meinesgleichen, die wir alle Welt lehren und meistern können und dafür achten, wir sind die Nächsten und haben Gottes Geist in Fülle.

„Kein Mensch ist so hoch noch wird er so hoch kommen, daß er nicht zu fürchten hätte, er werde der Allerniedrigste. Dies trifft gar treffliche Leute, ja es schreckt die allergrößten Heiligen. Darum es auch Christus den Aposteln selber vorhält.“

H. Rempel wird noch gebeten, öfters was von Steinbach hören zu lassen, und dann auch Friedensfeld nicht vergessen zu wollen.

Ernest Klebe.

Broadalbin, N. Y.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, den 5. April. Die Farmer sind hier gegenwärtig sehr mit Säen beschäftigt, nämlich den Samen in die Erde zu bringen, und zwar auf guter Hoffnung. Einige sollen den Weizen schon eingebracht haben. Die Wälder und Bäume bekommen auch schon eine andere Ansicht, bald werden sie auch Knospen und Blüten bekommen, das heißt, wenn das Wetter schön bleibt, wie es in den letzten Tagen gewesen ist. Gestern soll es nach Winnipeg hin ziemlich geregnet haben, hier in Steinbach spritzte es nur etwas; es sah auch heute nach Regen, aber es verzog noch wieder bis Abend. Uebrigens fehlt es auch noch nicht an Feuchtigkeit, nur an mehr solcher warmen Tage als jetzt ein paar Tage waren, dann würde auch bald das Gras hervorkommen können, und das liebe Vieh Weide haben.

Unsere Bank hier in Steinbach bekommt auch einen „Safe“ von Ziegeln gemauert auf einem Ende des Hauses, wo die Diebe nicht werden versuchen dürfen zu graben und stehlen oder zu explosieren, welches bei den eisernen Safes mitunter getan wird.

Das Bauen liegt gegenwärtig somehr still; die Geschäftshäuser, die schon im Winter angefangen wurden, sind beinahe fertig, und was noch vorgenommen ist zu bauen, wird wohl nach der Saatzeit aufgenommen werden. Die Geschäfte und Gewerbe gehen ja immer noch so voran; wenn auch schon viele derselben sind und noch immer mehr errichtet werden, so haben sie, wie es scheint, doch mehr oder weniger alle Absatz in ihren Geschäften, auch mit den Automobilen.

Ja, möchte es hier in Steinbach auch so rege in geistlicher Beziehung gehen als im Natürlichen, dann stände es besser; doch der Herr hat auch hier noch die Seinen und aufrichtige Kinder Gottes, und wer würde nicht so ein aufrichtiges Kind Gottes sein wollen? Und wir können es sein, wenn wir es aufrichtig meinen und vorhaben. Der Herr wird es uns gelingen lassen.

Grüßend,

Heinrich Rempel.

Winkler, Manitoba, den 22. April. L. Editor! Wir haben die Rundschau auch wieder erhalten mit den mancherlei sehr wichtigen Mitteilungen, besonders von Rußland, von den Reisenden, d. h. von Br. Neufeld. Es ist dort doch sehr traurig, aber für uns ist das eine gute Gelegenheit mitzuhelfen. Es ist auch angenehm, zu lesen, daß etliche noch im Wohlstand sind. Aber überhaupt genommen ist es wohl so wie der Dichter singt: „Wir wohnen in des Fluches Haus“, usw. Wir, einige von uns, meinen, wir bekommen von Br. Fast auch noch etwas mehr zu hören. Das würde sicherlich auch sehr beherzigt werden und das Freundschaftsband fester knüpfen. Wie wir jetzt lesen von Schw. Neufeld in Deutschland, ist es beinahe zum Erschrecken, wie sie da darben und ausblicken nach Bekannten und Freundschaft, ob nicht ein Weg ist zur Aushilfe. Hoffentlich ist die Hilfe nicht mehr weit. Möchte den Verzagenden die Worte zurufen, die wir in Röm. 8, 26. 27 lesen. Ehre sei Gott für die Fürsorge.

Weil ich gerne von andern Gegenden über Witterungsverhältnisse lese, will ich

etwas davon aus dieser Gegend mitteilen. Es wird mehr und mehr schöner, aber langsam, was jedoch sehr gut ist für die östlichen Farmer, welche bange waren wegen Ueberschwemmung. Und hätte es schnell getaut, wäre es auch geworden. Ja, der Herr aller Herren versteht noch immer schön zu lenken. Manche sind auch dankbar dafür; aber er ist von manchen auch gemeistert worden. Psl. 78, 41, Grüßend,

Johann Wiebe.

Altona, Manitoba, den 7. Mai. Werter Editor und Leser! Ich wünsche Euch zuvor die Gnade Gottes in Christo Jesu!

Ich will anfragen, ob der Editor einen kleinen Aufsatz in der Rundschau aufnimmt. Denn unsre Kinder sind sehr verstreut, so nehme ich dieses Blatt zu Hilfe, daß ich nicht an einen jeden schreiben muß.

Die Gesundheit ist bei uns sehr wechselhaft. Meine Frau hatte das Unglück vor vier Jahren vom Buggy zu fallen, und daraus entstand Geschwulst und Reißung, so daß sie jetzt schlecht gehen kann. Einige Tage kann sie auch schlecht das Unsrige besorgen. Auch hat sie sehr schwer mit dem Atmen (Asthma). Ich wurde vor beinahe 3 Jahre gelähmt auf der linken Seite, und bin jetzt noch so schwach auf der Seite, aber habe noch letzten Winter 6 Monate Schule gehalten. Ich hatte es mir so eingerichtet, daß ich nicht viel gehen brauchte. Wir wohnen in Neu-Bergtal bei unsern Kindern, im Garten haben sie uns ein Haus gebaut, schön und warm eingerichtet. Möchte Gott geben daß wir unser Leben hier schon beschließen können. Die Witterung ist jetzt schön. Die Farmer sind jetzt sehr beschäftigt mit Weizensäen.

Ich war letzte Woche nach Winnipeg gefahren, unsern Sohn zu besuchen, der im General Hospital liegt wegen seiner Beine, die ihm die Doktoren abgenommen hatten. Er hat schon sechs Operationen aushalten müssen. Er ist schon drei Mal von Wymark Sask., nach dem Hospital gefahren. Die Operationen sind: am rechten Fuß die Zehen und dann 7 Zoll unterm Knie, so beide Beine, und das letzte Mal 3 Zoll unterm Knie. Es entstand eine Sorte Brand in den Zehen. Es ist so traurig: er hat eine Familie und hat schon bald zwei Jahre gedoktert und kann nicht gehen.

Somit schließe ich den Brief und möchte wünschen, daß alle unsre Kinder unsre Umstände erfahren. Grüßen alle Kinder, und bitten, daß sie in ihrem Gebet unser nicht vergessen möchten. Von Euren trauernden Eltern,

Johann und Agatha Wiens.

Saskatchewan.

Herbert, Sask., den 4. Mai 1920. Lieber Br. C. B. Wiens! Einliegend übersende ich Dir einen Brief aus Rußland, geschrieben am 16. September 1919. Würdest Du so freundlich sein und denselben veröffentlichen?

Dieser Abr. Löpp hat hier in Herbert einen Verwandten.

Ich erhielt den Brief durch meinen Neffen Herm. Neufeld aus Deutschland, Sohn von Herm. Neufeld, den Du persönlich kennst. Dieser Herm. mußte ebenfalls aus Rußland flüchten, weil er auch zum Tode verurteilt war. Grüßend, Dein geringer

H. A. Neufeld.

Copie eines Briefes aus Rußland.

Süd-Rußland, Alexandrowsk, den 16 September 1919. Meine lieben Freunde! Unerhofft bietet sich Gelegenheit, Euch einige Zeilen zu schreiben. Ich werde kurz berichten, was vorgefallen ist seit Ostern, über die Zeit bis Ostern hat Euch wohl meine Frau geschrieben und hoffentlich ist der Brief auch hingekommen. Die Zeit der Roten war für die Kolonisten sehr schwer. Einige Dörfer sind vollständig ausgeraubt, Männer erschlagen, Frauen und Mädchen, ja Kinder geschändet. Sogar Tote hat man aus ihren Gräbern geholt und die Leichen verstümmelt. Aus dem Verwandtenkreise von Euch ist wohl nur H. Sudermann ermordet auf der Station Pologie. Bei Simferopol wurden 5 junge Männer ermordet, indem man ihnen Pfähle in den Leib trieb und sie mit Knüppeln schließlich tot prügelte. Es waren die drei ältesten Söhne meiner Schwester, Sohn Jacob, David und Peter; Peter Dirks ältester Sohn Jacob, David Dirks, Schwiegersohn Heinrich. Letzterem hatten die Matrosen noch ganz den Kopf verhackt. Sollte man all die Greueltaten aufzählen, es würde viele Bände füllen. Eure Mutter und Geschwister waren auch nach der Krim geflüchtet und wohnten auf Tschackmack, später in Tilintschi, gegenwärtig seit anfangs Juli, wieder in Halbstadt und Rückenau. Auf den Oekonomien wohnt niemand; die meisten sind vollständig ausgeraubt, viele auch niedergebrannt. Jetzt nach der Dreschzeit ziehen wieder Banden herum die das Leben auch am Tage auf der Landstraße unsicher machen. Mit Sorgen sehen wir dem Winter entgegen, außerdem ist kein Brennmaterial zu haben. Die Lebensmittel sind teuer trotz allgemein guter Ernte. Bei uns hier kostet ein Pud Mehl 150 Rubel, Schweine 1000 Rubel per Pud, 1 Kuh 10,000 Rbl., 1 Pferd 15000—20000 Rbl., 1 Ochse 15,000 Rbl. Unsre jungen Mannschaften sind alle mobilisiert und über 60 bis 90 aktiv beteiligt meistens in Maschinengewehrabteilungen, Kavalerie und Artillerie. Meine beiden Jungens sind auch im Dienst, Heinrich Artillerie-Offizier und Peter Ulan. So schwer die Zeit war, die wir durchlebten, so hat sie leider doch wenig Leben hervorgerufen. Alles rennt und sucht mehr von den Papierfetzen zusammenzuscharren. Das Leben in den Gemeinden schläft, nur ein Wunsch allgemein: So bald wie möglich fort. Die Landliquidation geht ruhig weiter. Wer auch möchte hier bleiben, wird schließlich hinausgeworfen. Unsre Söhne aber helfen den Feind zu bekriegen und müssen ihr Leben lassen. Peter Lepp und Johann Lepp haben bereits je einen Sohn abgeben müssen. Acht Monate waren wir von Hause und Gott hat uns wunderbar bewahrt, denn wir waren alle zum Tode verurteilt. Unseren Aufenthalt hatte man erfahren und man hätte auch wohl das Urteil vollstreckt, wenn sich die Roten etwas länger hätten halten können. Unter anderen Ermordeten möchte ich noch einige Personen erwähnen, welche an einem Tage fielen. Der alte Herman Bergman, mit den Söhnen Julius und Abram, Anna Dicks Mann, drei Söhne Heinrichs, und der junge Rüdiger. Ich lege noch einen Brief bei an Dr. med. Steida, Riga, unsern gewesenen Anstaltsarzt, Bethania. Bitte denselben, wenn möglich, an den Adressanten weiter zu befördern. Sobald der Weg zu Euch frei und offen wird, wollen wir kommen, hier können wir nicht mehr bleiben. Unser Haus hat stark unter den Roten gelitten, ist ausgeraubt, zerstört und beschädigt worden. Aber Dank der Hilfe treuer Diener ist dennoch sehr viel gerettet worden und von dem Geraubten, meistens Möbel, haben das Bessere zurückbekommen können, wie Kabinet, Saal und Speisezimmer. Seit anfangs Juli sind wir von den Roten befreit. Die Arbeiter und Landbevölkerung ist ganz bolschewistisch gesonnen. Arbeiten will niemand, nur rauben. Aus sich selbst wird das unglückliche Land sich nie emporarbeiten. Ob rot oder weiß oder schwarz, sind alles gleiche Brüder. Durch die Organisation des Selbstschutzes im vorigen Jahre und durch die heldenhafte Verteidigung gegen die Banden Machnows ist bei vielen Mennoniten das Prinzip der Wehrlosigkeit gelöst. In einem dreimonatlichen Kampfe an der Molotschna sind nur einige Deutsche gefallen, während tausende Machnowzi fielen. In einer Schlacht bei Blumental in der Prishib'er Wolost blieben 175 Machnowzi tot liegen, welche die Gnadenfelder, welche in Reserve gestanden hatten, begraben mußten. In der letzten dreitägigen Schlacht sind 750 Machnowzi gefallen und nur 1 Mennonit. Durch Verrat mußten die Kolonie ja abgegeben werden, wie denn ja auch die Krim. Die Roten sagten, mit den Deutschen kämpft Gott, mit ihnen aber der Teufel. Bei der Einnahme von Halbstadt wurden sieben junge Männer erst gräßlich gemartert und dann getötet. Unter ihnen sind Evas Vetter, Peter und David Schröder und sein Schwager Jacob Suderman, Johann Epp und einige Commerzschüler. Alle, alle sehnen wir uns aus diesen Banden hinaus zu kommen. Die vorjährige Hilfe ist ja nicht abzuwarten. Sobald es möglich sein wird, breche ich mit meiner Familie auf und besuche Euch. Wo wir unsern Wohnsitz nehmen werden, wissen wir noch nicht.

Abram Lepp.

Herbert, Sask., den 24. April. Lieber Br. Wiens, Gruß zuvor! Einliegend findest Du einen Check zur Erneuerung des Abonnements auf die Rundschau und den Jugendfreund, auch den Rückstand des Abonnements auf die Rundschau unsers lieben Vaters Kornelius Brandt, Winkler, Man. (Alles erhalten. Danke. — Beide

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Editorielles.

— Und es geschahe, da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel. Luk. 24, 51.

— Kein Wunder, daß die Menschen nicht glauben wollen, daß Jesus wirklich gen Himmel gefahren ist, denn es gehört dazu mehr als ein Glaube, der auf das bei den Menschen Mögliche sieht.

— Die Kunde von der Auferstehung Christi fand schon gleich unter den Ersten, zu denen sie kam, solche, die den Kopf schüttelten und nicht glauben wollten, wie viel mehr ist das zu erwarten von der Botschaft, daß der Herr aufgehoben ward zusehends, wie Lukas sich in Apostelgeschichte 1, 9 ausdrückt.

— Wir könnten es auch nicht glauben, wenn der Herr uns solchen Glauben nicht geschenkt hätte. Wir sollten ihm dafür dankbar sein und diesen Glauben eifrig pflegen. Wir brauchen diesen Glauben von oben, denn es sind da mehrere Dinge zu glauben, wo der Glaube der Welt versagt. Wir wissen jetzt sehr wohl, daß wir von Geburt an verloren sind ohne die Erlösung durch Christum; aber wir haben an andern gesehen, daß wenig dazu gehört, dem Menschen dieses Wissen zu rauben und ihm den falschen Glauben einzuflößen, er könne ohne Jesum, und zwar durch Verdienst der Werke gerecht werden.

— In einer religiösen Zeitschrift, welche die Kindertaufe vertritt, behauptete ein Prediger derselben Richtung, daß die Schriftstelle: „Da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht, denn aus Gnaden seid ihr selig geworden," Eph. 2, 5, nicht mehr auf die heutigen Christen passe, da sie nie tot waren in Sünden, sondern, durch christliche Erziehung bewahrt, seit der Zeit, da sie als Säuglinge die Taufe empfingen, stets zu der „Bürgerschaft Israels" gehörten. Es ist dies eine verkehrte Lehre, aber sie wird geglaubt. Der Eine glaubt nicht an die Notwendigkeit der Erlösung durch Christum, während der Andere glaubt, die Erlösung durch Christum falle ihm zu durch Taufe und christliche Erziehung ohne bewußte Buße und persönliche Bekehrung zu Gott.

— Werden die Toten nicht auferstehen, so folgert der Apostel Paulus, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Der Apostel hätte können, wenn es nötig gewesen wäre, umgekehrt folgern, nämlich: Wenn Christus nicht auferstanden wäre, würden auch die Toten nicht auferstehen; denn Gott, der die Auferstehung Christi vorausgesagt, hat auch die Auferstehung der Toten voraussagen lassen. Wäre das Erste nicht eingetroffen, so könnten wir sicher sein, daß auch das Zweite nicht geschehen werde. Der Apostel versichert uns jedoch: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten." Folglich werden die Toten auch auferstehen. So fest dies nun auch steht, es kann es nur der Glaube fassen; dem menschlichen Verstande bleibt es eine unnachweisbare oder unmögliche Sache.

— Wir haben mit den Jüngern Jesu geglaubt, daß der Herr von den Toten auferstanden ist, und sind in Erwartung dessen, was er nun tun wird. Mit Staunen lesen wir die Kunde, daß er die Welt, in der er nach unserer Meinung noch viel zu tun hatte, verlassen hat und in den Himmel aufgenommen worden ist, wo er nun zur Rechten Gottes sitzt. Der Glaube aus Gott nimmt diese Kunde im kindlichen Vertrauen auf und wartet auf die Erfüllung seiner Verheißung. Aber die Weisheit dieser Welt lächelt darüber oder sucht in scheinbarer Sorge um die Wahrheit zu beweisen, daß solches weder geschehen ist, geschehen wird, noch geschehen kann. Sie kann es nicht begreifen, das Wunder, weil es ein Wunder ist und sich auf natürlichem Wege nicht erklären läßt. „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir."

— Wir sind es gewohnt zu sehen, daß die Menschen um uns herum, wenn ihre Zeit auf Erden aus ist, sterben und begraben werden, und wir glauben fest, daß auch wir so sterben werden, weil Generation um Generation vor uns bis auf den letzten Mann diesen Weg gegangen sind. Aber wir sahen nie einen Menschen, auch den frömmsten nicht, der in diesem Leibe lebend gen Himmel genommen wurde, und was mit dem Geist des Menschen nach dem Tode geschieht, entzieht sich unserm leiblichen Auge vollständig. Dort zwingen die Geschichte der Vergangenheit und die tägliche Erfahrung den Glauben an unsere Sterblichkeit gewaltsam auf, hier dagegen sind wir auf die Lehre und den Bericht der heiligen Schrift angewiesen, die heute nicht im besten Ansehen bei den Großen und Kleinen dieser Welt steht, und das Zwingende, welches in einem persönlichen Anschauen des Vorgangs liegt, fehlt.

— Wie es für uns Christen von der größten Wichtigkeit ist, sowohl an die Auferstehung der Toten als auch an die Auferstehung Jesu von den Toten zu glauben, so ist es unumgänglich notwendig, an die Himmelfahrt Christi und die Ausgießung des heiligen Geistes am ersten Pfingstfeste nach der Himmelfahrt zu glauben. Glauben wir dem einen Bericht nicht, so können wir auch keinen Grund dafür finden, warum wir dem andern Glauben schenken sollten. Und ist eine Behauptung im Evangelium nicht wahr, so kann man dem Ganzen keine Glaubwürdigkeit zuschreiben. Aber nun ist Christus gen Himmel gefahren, hat empfangen die Gabe des heiligen Geistes vom Vater und hat ausgegossen „dies das ihr sehet und höret", wie wir in Apostelgeschichte 2, 33 lesen. Gegenwärtig kann die Welt an den Christen nichts sehen, was Aehnlichkeit hätte mit dem in Apostelgesch. 2 berichteten Pfingstwunder; die Christen sollen mit ihrem Wandel die Welt überzeugen, daß sie aus Gott geboren sind. Dazu will der heilige Geist ihr Beistand und Ratgeber sein. Nun ist es an ihnen, diesen Beistand anzunehmen und unter demselben der Welt das Zugeständnis abzuzwingen, daß es einen Gott und Gottes Wort gibt, denen sie Gehorsam und Aufmerksamkeit schuldig ist. Möge die Gewißheit von der Himmelfahrt unsers Heilandes, die Kraft des heiligen Geistes und die Hoffnung auf unsere künftige Aufnahme in den Himmel uns mit Eifer für die Arbeit und Beharrlichkeit in derselben erfüllen, damit wir nicht der Welt Grund geben, die Arbeit des heiligen Geistes in den Gläubigen zu bezweifeln.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Toddlake, den 3. Mai. Wir haben hier in Montana jetzt viel Feuchtigkeit, und zwar Schnee und Regen abwechselnd. Es will noch immer nicht sorecht warm werden. Hier wird schon sehr geackert, doch einige haben der Nässe wegen noch nicht angefangen zu säen. Grüßend, P. E. Penner.

Werter Editor! Einliegend sende ich Zahlung für die Rundschau bis Januar 1821 und bitte, gleich die Adresse von Buhler nach Burrton, R. No. 4, Box 5, Kansas zu ändern. Das Wetter wird hier zuweilen schon recht warm. Alles wächst sehr. Hier wird dieses Jahr viel Corn gepflanzt werden, weil so viel Weizen ausgeblasen ist. Gerste und Hafer sehen gut aus. Grüßend, H. H. Siemens.

Plum Coulee, Manitoba, den 26. April. Ich will jetzt wieder mein Abonnement erneuern, denn die Rundschau ist uns jede Woche ein sehr willkommener Gast. Wir haben jetzt schönes Wetter, aber es ist noch zu naß zum Säen. Die Zeit ist hier, da es aber immer noch friert, wird das Säen spät werden! Der Gesundheitszustand unter den Erwachsenen ist jetzt gut, aber unter den Kindern sind Windpocken und Scharlachfieber. Sonst ist alles beim Alten. Noch herzlich grüßend verbleibe ich Euer Freund und Mitleser Jacob Blatz.

Plum Coulee, Manitoba, den 1. Mai. Lieber Freund Wiens! Weil mein Mann die Rundschau jetzt bezahlen will, so will ich auch ein wenig schreiben und eine kleine Gaben schicken für die Armen dort, denn man muß doch oft daran denken und wir leben noch wohl sozusagen im Ueberfluß. Hier ist es jetzt schön, nur des Nachts friert es noch immer. Der Winter ist sehr lang und auch sehr kalt gewesen. Mit Gruß an alle Leser von Margaretha und C. Krahn (Wir haben die Gabe sowohl als auch das Abonnementsgeld erhalten und werden alles besorgen. Der Herr vergelte in seiner

Weise, was aus Liebe zu ihm und aus Mitleid mit den Armen getan wird! Ed.)

Inman, Kansas, den 28. April. L. Editor und Leser der Rundschau! Ich wünsche Euch allen Gottes Segen. Wir haben schon mehreremal schönen Regen gehabt. Dem Herrn sei Dank. Jetzt geht das Vieh auf grüner Weide. Auch der Weizen der noch geblieben ist vom Ausblasen durch den großen Sturm, grünt jetzt schön. Es wird viel Corn gepflanzt werden, womit schon begonnen wird. Vorigen Mittwoch wurde Schw. Jakob J. Wiens begraben. Sie war schon bei vier Jahre kränklich an Zuckerkrankheit. Es liegen hier in Inman auch mehrere schwer krank darnieder. Br. H. A. Wiens wird immer schwächer und muß immer im Bett zubringen. Er wartet darauf, daß der Herr ihn heimholen möchte. Johann Enns.

Den 27. April. Werter Editor! Da wir umgezogen sind, so bitte ich, die Adreßveränderung bekannt zu machen, denn unsere Adresse ist nicht mehr David J. Dück, Gouldtown, Sask., sondern Herbert, Saskatchewan. Wir wohnen jetzt bei Herbert. Das Wetter ist noch immer wechselhaft, immer Regen und Schnee. Aber es wird doch mit der Zeit schön werden. Nun noch einen Gruß an die Mutter und Bruder in Los Angeles, California und an Johann Driedger. Ich denke„ die wohnen bei Reedley. Liebe Nichte, schreibe mir noch einmal einen Brief, denn ich habe Deine Adresse verloren. Ich werde jetzt mehr schreiben, wenn ich die Adresse erst habe. Schreibe mir, wie viel Kinder Ihr habt. Wir haben jetzt noch sechs am Leben; zwei sind tot. Gruß an Leser und Freunde von David und Sarah Dück.

Reinfeld, Saskatchewan, den 30. April Werter Freund Wiens! Ich will von hier einmal einen kleinen Bericht einsenden. Es sieht hier wieder winterlich aus. Es hat die Nacht tüchtig geschneit. So wird die Saatzeit schon etwas spät. Weil ich auch überall Freunde habe, so möchte es dieselben vielleicht interessieren von uns etwas zu hören. So will ich Ihnen denn berichten, daß meine Mutter jetzt kränklich ist im Bandon Hospital. Sie war hingefallen und hatte sich die Hand verrenkt. Das diene auch Onkel Cornelius, N. D., und meinen Vettern Wiens bei Herbert, Sask., zur Nachricht. Der Gesundheitszustand ist hier gut zu nennen. Die Rundschau ist mir immer ein lieber Gast, weil man in ihr von überall von Freunden und Bekannten lesen kann. Mit Gruß, Jakob D. Teichröb, Wymark, Sask.

Den 25. April. Die Liebe Gottes zum Gruß und Jesum zum Trost! In der Hoffnung daß diese Zeilen ihr Ziel erreichen, will ich sie schreiben und absenden. Ich frage gleich an, ob mein voriger Brief nicht hingekommen ist, mit welchem ich Abonnementsgeld für zwei neue Leser geschickt hatte. (Ich habe einen Brief erhalten mit Geld für zwei neue Leser, und wir schicken ihnen auch die Rundschau. Danke recht schön für die freundliche Mithilfe. Ed.)— Wir haben wechselhaftes Wetter. Mit dem Säen wird angefangen. Wir haben noch nicht angefangen, sondern sind dabei, den Wohnplatz zu verlegen. Was dabei umzuschleppen ist, glaubt man anfangs nicht, besonders, wenn es einem so geht, wie es uns ergangen ist. Ich war den Winter über unfähig zu arbeiten, habe auch eine geraume Zeit im Bett zugebracht. Die Frau war in der Zeit auch bettlägerig. Ich besserte wieder, aber die Frau ist nun wieder zwei Wochen fest im Bett gewesen. Menschlicher Ansicht nach ist es nicht passend, bei solcher Arbeit zu erkranken. Aber wir werden wohl mit dem Dichter des Liedes No. 664 (im Gesangbuch? — Ed.) stimmen müssen.—Dem Editor und Freunden diene zur Nachricht, daß unsere Post vom 10. Mai an Ile des Chenes, Man. ist. Grüßend verbleiben wir Eure Mitpilger nach Zion, — Franz und Minnie Görtzen.

Ein Mittel gegen die Wassersucht.

Eingesandt von Isaak Wiens.

Im Familienkalender von 1880 lesen wir: „Ein Mittel gegen die Wassersucht will Dr. Trinkowsky in Ungarn gefunden haben, nämlich die Zitrone. Ueber einen speziellen Fall lesen wir folgendes von einer Frau, bei der alle andern Heilmittel erfolglos geblieben waren. Die Patientin, eine Frau von 50 Jahren, verzehrte nach ärztlicher Anordnung in den ersten drei Tagen je zwei, sodann drei Stück dieser Frucht, bis sie es auf 18 Stück an einem Tage brachte, worauf sie in demselben Verhältnis wieder bis auf ein Stück hinabging. Sie aß während dieser Zeit kein Fleisch. Schon am sechsten Tage zeigte sich eine gute Wirkung, und in drittehalb Monaten war die Kranke vollkommen geheilt. Der genannte Arzt soll sich schon mit großem Erfolge seit Jahren dieser Heilmethode bedienen, und er veröffentlicht sie uneigennützig zum Heil der Leidenden."

Eine Bitte.

Weil in der werten Rundschau so mancherlei bekannt gemacht wird, wenn etwas vorfällt, so komme ich um Rat. Ich leide alle Jahre an einer chronischen Magenkrankheit und habe schon viel gedoktert aber es hat mir noch wenig geholfen. Es ist recht sonderbar mit der Krankheit: Vormittag ist gewöhnlich nichts zu spüren von Schmerzen; aber wenn ich erst habe Mittag gegessen, dann fängt es gewöhnlich um zwei Uhr an im Magen zu schmerzen, und dann werden die Schmerzen manchmal so groß, daß ich mich auf eine Zeitlang niederlegen muß. Dadurch kann ich die Schmerzen am besten lindern. Stehe ich dann auf und fange an zu arbeiten, so finden sich gleich wieder die Schmerzen. Ich dachte, weil so viele Leute mit Magenleiden behaftet sind, so werden auch unter den Rundschaulesern solche sein, denen dieses Leiden bekannt ist. Also bitte ich dringend, wenn da jemand ist, der guten Rat weiß, sich in der werten Rundschau hören zu lassen, oder sich brieflich an mich zu wenden, wofür ich im voraus schon vielmal Dank sage.

Osler, Sask., Box 26.

Jakob Martens.

An alle, die es angeht!

Zuerst haben wir von Seattle 51 Kisten Kleider, Schuhe und Decken nach Sibirien geschickt. Später hat Br. J. F. Harms noch 87 Kisten dorthin geschickt. Dann kamen aber noch etliche Kisten von Canada dort an, als die zuletzt genannten schon fort waren nach Vladivostok. Soweit ich ausfinden kann, liegen jetzt noch 21 Kisten Kleider usw. in Seattle, die für Sibirien gesammelt und geschickt wurden. Die Fracht ist, mit wenigen Ausnahmen, bis Seattle bezahlt; doch der Weg, diese Sachen nach Sibirien zu schicken, ist noch nicht offen. Jetzt kommt die Frage: Wollen wir diese 21 Kisten, anstatt nach Sibirien, wie bestimmt, nicht jetzt nach Deutschland an Br. Höppner zur Verteilung unter den Armen dort, schicken? Die Fracht nach New York allein wird ungefähr so viel kosten als nach Vladivostok. In Seattle müssen wir Storage bezahlen. Alle, die es angeht, möchten mir sobald als möglich berichten. wie die betreffenden Geber darüber denken und unser Komitee wird dann die nötigen Schritte tun und die Sache nach Wunsch ordnen.

M. B. Fast.

Reedley, California.

Todesanzeige.

Chortitz, Winkler, Manitoba, Box 147, den 30. April. Werter Editor! Bitte so gut zu sein und folgenden Todesbericht in die Rundschau aufzunehmen und es den in der Nähe und Ferne wohnenden Geschwistern und Freunden des verstorbenen Vaters zu wissen zu tun!

Berichte also, daß es dem l. himmlischen Vater als Herrscher über Leben und Tod gefallen hat, unsern l. Vater Cornelius Fehr Dienstag, am 20. April, 3 Uhr nachmittags, nach einer 1 Jahr, 4 Monate und 22 Tage langen, in den letzten 14 Tagen sehr harten, schmerzhaften und schweren Krankheit in einem Alter von 81 Jahren 9 Monaten und 27 Tagen durch den Tod von der Mutter und unserer Seite, und wie wir hoffen, in sein himmlisches Freudenreich zu nehmen, wo kein Tod noch Leiden mehr sein wird, sondern Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten Gottes immer und ewiglich!

Er hat im Ehestand gelebt 60 Jahre, 10 Monate und 16 Tage, in demselben Vater geworden über 11 Kinder, wovon ihm 9 in die Ewigkeit vorangegangen sind, und also noch 2 am Leben. Großvater geworden über 20 Kinder, davon 4 gestorben und 16 am Leben. Ur-Großvater geworden über 14 Kinder, davon 4 gestorben und 10 am Leben.

Sonnabend, den 24. April, haben wir die Leiche zur Grabesruhe bestattet, welches

nach Sirachs Ausspruch unser Aller Mutter ist, und allda er ruhen wird bis an's Ende der Tage. Daniel 12.

Obzwar nicht alle eingeladenen Gäste zur Begräbnisfeier erschienen waren, so waren doch so bei 60 Paare anwesend, um dem verstorbenen den letzten Liebesdienst zu erzeigen, und ihn zur Grabesruhe bestatten.

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Psl. 90, 10. Das in diesem Spruch Gesagte können wir auch auf den Verstorbenen anwenden. Er hat wohl sein irdisches Dasein noch etwas darüber gebracht, aber weil seine Verhältnisse immer nur ärmlich gewesen sind, so ist auch Mühe und Plage nicht ausgeblieben.

Die letzten sechs Jahre haben wir die Eltern hier bei uns gehabt und sie mit Nahrung versorgt, und so auch mit Heizmaterial, und oft viel Arbeit mit ihnen gehabt, überhaupt die letzten 16 Monate, denn im Jahr 1918 bekamen sie auch die sogenannte Flu-Krankheit, und seitdem ist der Vater immer im Bett gewesen und mußte ganz bedient werden. Die Mutter, welche beinahe 3 Jahre älter ist als der Vater, war oft bettlägerig, gegenwärtig aber ganz im Bette, und muß schon eine Zeitlang ganz bedient werden. Sie ist auch schon sehr schwach, vielleicht auch schon dem Ende nahe. Der Vater hat sich oft gesehnt, aufgelöst zu werden von diesem irdischen Leben und ist denn endlich auch erlöst.

Dieses diene Euch allen, Ihr zerstreut wohnenden Geschwister, zur Nachricht, und so auch Freunden und Bekannten. Einen herzlichen Gruß an alle von der l. Mutter Rahel Fehr (geborne Hiebert).

Uebrigens noch zur Nachricht, daß hier sehr geackert wird, und der meiste Weizen ist eingesät, aber wie man hört, haben einige, weiter nördlich und östlich wohnhaft, noch garnicht angefangen mit Säen wegen der Nässe, denn es war im Winter da viel mehr Schnee. Es scheint dies Jahr überhaupt mit Allem etwas spät zu sein, und so auch mit dem schönen warmen Wetter, denn es ist noch meistens kühl, und des Nachts noch immer Frost.

Der Gesundheitszustand ist auch nicht aufs beste, auch hört man öfters von Sterbefällen. Ja, es geht noch immer mit Allem den gewöhnlichen Gang: Geborenwerden, Sterben und Heiraten, denn Alles ist hier in unserem Dorf dieses Frühjahr schon vorgefallen.

Im Zeitlichen geht es hier ganz gut, obzwar auch alles sehr teuer wird, so hatten wir voriges Jahr eine mittelmäßige Ernte, und weil das Getreide und alles, was man zum Verkaufen hat, auch teuer ist, so kommt man noch ganz gut fertig; dagegen aber hört man von Saskatchewan ganz das Gegenteil, weil dort schon mehrere Jahre Mißernten waren. Es ist schon viel dorthin geschickt worden für Menschen und Vieh. Hoffentlich wird es dort aber wieder besser. Ja, Gott wolle uns allen gnädig sein, und das Nötige zum Unterhalt des Leibes schenken für Menschen und Vieh.

Wie teuer ist jetzt die Rundschau für neue Leser? (Die Rundschau kostet auf ein Jahr für neue oder alte Leser — $1.00. Ed.)

Grüße also noch schließlich den Editor samt dem ganzen Druckerpersonal und alle Rundschauleser, und wünsche allen Gesundheit und Wohlergehen. Euer Aller Freund,

Peter G. Klassen.

Der Wahrheitsfreund ist gebeten zu kopieren.

Fortsetzung von Seite 7.

Blätter — Rundschau und Jugendfreund — kosten zusammen nur $1.35. Ed.)

Auf deine Frage, l. Br. Editor, ob noch Hoffnung sei für unsern l. Vater, daß er besser werden wird, muß ich sagen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, doch daß unser Vater noch gesund werden soll, wird stens hoffen nicht auf Besserwerden, sondern daß er bald möchte erlöst werden von Er schon nicht haben wollen. Wir wenigseiner so schweren Lage. Der l. Vater ist ja bald alt und dazu schon über ein Jahr blind und hat jetzt auch schon ungefähr sechs Monate hilflos im Bett zubringen müssen.

Nachdem es hier schon ungefähr sechs Monate Winter gewesen ist, will es doch noch immer nicht viel anders werden. Wenn auch inzwischen der Schnee wegtaut, kommt immer wieder mehr von oben, und der Farmer, dem sowieso schon nur wenig Zeit bleibt, seinen Acker zu bestellen, darf immer noch nicht aufs Feld. Kein Wunder dann, daß wenn noch 'mal Jemand von hier nach dem sonnigen California fährt und es sich dort anschaut, daß dann derjenige voll ist von dem und sein Möglichstes versucht, hier los zu kommen und dorthin zu ziehen. Hin und wieder sind schon Leute von hier dorthin gezogen.

Ob Freund J. J. Töws, Rosenfeld, Manitoba, auch bald weg sein wird, oder ob er noch immer in seinem Schulhäuschen dort unter den Linden ist?

Deinen Gruß, l. Freund A. L. Töws, richtig erhalten, danke schön. Habe schon oft wollen schreiben und will es auch noch, es ist aber immer noch nicht geworden. Ob die großen Schneeberge schon weg sind von Manitoba, wie Du erwähntest in deiner Correspondenz vom 26. März, No. 15 Rundschau? Da haben wir es doch besser in Saskatchewan. Wir hier haben den natürlichen Vergleich unsrer Hügel mit den Rocky Mountains, und daher auch viel „händiger" beim Geographieunterricht den Lernbegierigen was beizubringen.

Was macht Freund D. L. Töws, Horndean, Manitoba, ob er auch die Rundschau bekommt?

Grüßend,

John K. Brandt.

Rosthern, den 27. April 1920. Lieber Editor der Rundschau! Da es heute so wunderschön ist, lebt alles recht neu auf.

Ungefähr 16 Meilen nordwestlich von Rosthern ist ein Sohn des Jacob Funk von Tiefengrund so schrecklich verunglückt. Bei der Mäusejagd hat er sich mit einer 22-Rifle erschossen. Es geht einem durchs Herz — solch ein Unglück! Dem Anscheine nach hat er wollen durch die Fenz kriechen. Die Eltern warten auf ihren Sohn und er kommt nicht abends heim — und am Morgen finden sie ihn tot. So wurde es über dem Telephon hierher berichtet. Der himmlische Vater wolle den lieben Eltern recht nahe sein mit seinem Troste und die tiefe Wunde verbinden. Er kann verwundete Herzen heilen.

Der Gesundheitszustand ist hier nicht so schlecht. Kinder husten und Erkältungen kommen vor, auch starb hier ein Kind letzte Woche. Heute Abend fing es an zu regnen. Vielleicht wird's nicht so trocken sein wie letztes Jahr. Denn es ist schlecht mit dem Futter bestellt. Heu kommt schon von Ontario und kostet $56.00 die Ton, — und man kann doch fast nicht genug bekommen. Die Saatzeit geht an, die Pferde sind mager. Ein Freund erzählte mir kürzlich, er habe schon für tausend Dollar Futter gekauft — das meint etwas. Der Preis ist auch für anderes hoch: Eier 40c, Butter 50c bis 60c. Kartoffeln $2.50. Mehl $7.00. Hoffentlich wird es bald weniger werden.

Herzlich den Editor und alle Leser, Geschwister und Kinder, die so zerstreut wohnen, grüßend,

A. P. u. Maria Friesen.

Borden, Saskatchewan, den 21. April. Werte Rundschauleser! Zeilen aus dem „gelobten" Canada (Wir müssen hier einschalten, daß der aus der heiligen Schrift stammende Ausdruck „gelobtes Land" nicht so zu verstehen ist, als ob ein gewisses Land, in der Bibel das Land Kanaan, zu loben sei, sondern er sagt uns, daß der Herr das betreffende Land dem Volk Israel gelobt, d. h. versprochen hatte zu geben. Ed.) sind Euch gewiß nicht nur lieb und wert, sondern auch interessant. Ohne Zweifel lest ihr die Berichte von hier sehr gern und zwar mit großem Enthusiasmus, aber wohl bei weitem nicht mit sympathischem Gefühl. Nun, daß zum Abschluß dieses Winters Gedanken laut werden, die etwas extrem klingen, ist kein Wunder, denn ob „Optimist" (Einer, der alle Dinge von der guten Seite sieht) oder Pessimist (Einer, der alle Dinge von der dunklen Seite sieht), Kanada weist sich diesen Winter als Kanada aus, aber nicht für jeden als gelobt, wie da oben bereits angeführt ist; denn heute auf Mittag, da die Sonne auf's höchste stand, fing es bei drei Gr. R. unter Null zu schneien an, und so sieht es wieder recht winterlich aus. Noch acht Tage weiter, dann sind es sieben Monate seit der erste Schnee fiel. Seit dem 8. Oktober 1919 fahren wir schon „frei auf der Bahn", jetzt ist das aber aus. Schnee aber haben wir noch viel. In Büschen und auf Höfen auf Stellen vier bis sechs Fuß hohe Dünen. Gott hat diese Welt absolut schön eingerichtet, überaus der Kontrast in den vier Jahreszeiten — diese Abwechslung ist für alles in allem sehr schön. Denn würde es immer Sommer sein, dann würde die Welt sich geil werden. In Ka-

nada haben wir einen sehr kurzen Frühling, fast keinen, — kurzen Sommer, und wie der Frühling, so ist auch fast kein Herbst. Die übrige Zeit ist Winter.

P. P. Wiebe.

Queen Centre, Saskatchewan, den 26. April. Kurz ein paar Zeilen an die Rundschauleser. Es war heute ein recht schöner Frühlingstag. Wenn so, dann werden wir bald anfangen zu säen. Einige pflügen schon, aber es ist sehr naß.

Wie kommt es doch, für manche Stände unsers Lebens werden Artikel geliefert, auch in der Rundschau, in denen man belehrt wird oder auch getröstet usw., aber für solche, welche die Kirchen besorgen, habe ich noch keinen gefunden. Ich wünsche, daß auch für uns einmal ein schöner, ja lehrreicher und auch trostreicher Artikel gefunden werden könnte. Nicht wahr, Freund Peter Martens, Swift Current? (Das ist recht, wir sollten keinen Stand übersehen, dienen wir doch alle einem Herrn, und ein Text sollte dafür im Worte Gottes leicht zu finden sein. Hoffentlich fühlt jemand die Aufgabe, diesem Bedürfnis entgegen zu kommen. Ed.)

Es sind mehrere, die von dem Buch von M. B. Fast sprechen und schreiben; ich werde aber dieses zuerst sagen: Ich liebe diesen Bruder sehr, denn er hat Großes getan, große Strapazen durchgemacht, vieler Herzen Not gelindert mit Gaben und, wie ich glaube, auch mit Worten. Ein mancher wird sich an dem lieben Bruder aufgerichtet haben, wenn sie zusammen ins Gebet gegangen sind. Ich wenigstens wäre nicht imstande gewesen, zu leisten, was er geleistet hat. Als wir hörten, daß Br. Fast zurück sei, oder als wir es lasen, dann dachten wir: Jetzt werden wir bald etwas davon in der Rundschau lesen können. Wir warteten eine Woche nach der andern. Mitteinmal lasen wir, Br. Fast werde ein Buch drucken lassen. „All recht!" dachten wir, „jetzt haben wir die Aussicht, etwas von dort, von der traurigen Lage in Sibirien, wo meine Frau drei Brüder und eine Mutter hat, lesen zu dürfen." Dann wieder, ein paar Wochen später, wird in der Rundschau gesagt, das Buch werde größer, als sie anfangs gedacht hatten. „Oho," dachten wir, „wenn wir das dann nur erst hätten!" Das Geld dazu hatte ich noch immer nicht, weil wir hier eine schlechte Ernte hatten; aber ich versuchte, den Dollar zuwege zu bringen. Und als es dann miteinmal hieß: Jetzt ist es fertig, dann wurde es bestellt. Als nach vier Wochen das Buch dann kam und ich es öffnete, sahe ich, daß so viel weißes Papier darin ist, und mir kam gleich der Gedanke, das sei Geldmacherei und ich sprach diesen Gedanken auch aus. Aber ein Bruder, der das hörte, sagte dann gleich: „Er mag ja das zur Mission verwendet haben." — „O ja," sagte ich, „er hat ja dort so viel Elend gesehen. Das wird er auch haben." Aber daß sich auch sonst niemand hören ließ! Erst als wir das Buch hatten, dann konnten auch andere Mitteilungen machen. (So sehen wir, daß eine Sache manchmal ein ganz anderes Aussehen bekommt, wenn sie von einem andern Standpunkt aus besehen wird. Ed.)

Wir werden oft damit beschuldigt, daß unsere Prediger von der Kanzel oft die Bemerkung machen, daß manche Leute sagen, das Blut Christi sei schon längst vertrocknet, und, daß sie „Swedenborg" nennen und die Adventisten. Deswegen, sagen die Leute, kommen sie nicht zur Versammlung. Ich glaube, auch das ist vom Uebel. Der Herr Jesus brauchte nur zu sagen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns, Luk. 9, 50 und Kap. 11, 23: Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.

J. Klassen.

(Der Herr Jesus hat sich doch nicht damit begnügt, seine Gegner in so indirekter Weise zu erwähnen. Wir wissen, daß er sich gegen die Pharisäer mit großer Entschiedenheit und in deutlicher Sprache wandte. Wenn diejenigen, welche mit dem „Blute Christi" Spott treiben, im Recht sind, oder wenn die Adventisten mit ihrer Lehre recht haben, dann sollen die Prediger nicht gegen dieselben, sondern für dieselben sprechen und kämpfen, sind sie aber im Unrecht, was Tatsache ist, so ist es des Predigers Pflicht, dies klar und deutlich zu betonen. Ed.)

Langham, Saskatchewan, den 24. April. Von hier wäre zu berichten, daß wir diesen Winter im Vergleich mit dem vorigen sehr gesund gewesen sind, wofür wir dem lieben Gott danken. Unser Schwager Wilhelm Fehdrau leidet sehr am Magenkrebs. Den 5. Februar wurden sie sich einig, zu operieren. Als die Doktoren ihn aufgemacht hatten, wurden sie inne, daß ihm nicht mehr zu helfen war, da der Krebs zuweit vorgeschritten war. Er hat in den Vereinigten Staaten noch zwei Brüder und in Rußland mehrere Geschwister. Der liebe Bruder wird nicht lange mehr leben und er wünscht auch sehr, aufgelöst zu sein, denn die Schmerzen sind fast unerträglich. Doch unser lieber Gott erhört Gebete, das haben wir diesen Winter mannigmal erfahren. Denn wenn die Schmerzen so groß waren, dann forderte er uns auf zu beten. Wir beteten, und die Schmerzen gaben dann gleich nach. Wir können daraus sehen, daß wenn Jesus ein Kreuz auflegt, so hilft er, es auch tragen. L. Editor, geht die Rundschau schon nach Rußland? Ich habe da noch drei Halbgeschwister: Maria, Helena und Johann, und noch viel Verwandte. Wenn es geht, möchte ich gern etwas von Euch hören. H. J. Peters, Box 138. (Der Weg nach Rußland ist noch nicht offen. Und wenn von mancher Seite solche Behauptungen gemacht worden sind, so beruhte es wohl auf ein Mißverständnis. Ed.)

8000 Mennoniten verlassen Canada?

Was der „Nordwesten" gelesen hat:

Eine englische Tageszeitung unserer Stadt brachte am letzten Freitag einen längeren Artikel über die Absicht einer großen Anzahl von Mennoniten, Canada zu verlassen. Der Artikel lautet im Wortlaut wie folgt:

„Ermüdet in dem Kampf, besondere Vorrechte für ihre Schulen zu erhalten und in der Befürchtung, daß die öffentliche Meinung ihnen mit der Zeit auch möglicherweise noch die Befreiung vom Militärdienst in Kriegszeiten nehmen könne, planen die orthodoxen mennonitischen Kirchenkolonien in Manitoba und Saskatchewan (womit wohl die sogenannten Altkolonier gemeint sind. D. Red.), in diesem Sommer aus Canoda auszuwandern und im Mississippi-Tale im Staate gleichen Namens eine große Kolonie zu gründen.

Die Ankündigung und Bestätigung des beabsichtigten Exodus wurde heute im Parlamentsgebäude gemacht. Mehr als 8000 Personen, zu gleichen Teilen aus Manitoba und Saskatchewan, werden dadurch betroffen, 13 oder 14 Präriestädte werden entvölkert werden, wenigstens zeitweilig, und erstklassige Ländereien im Werte von mehr als zehn Millionen Dollar, werden verkauft werden zu irgend einem Preis.

Bischof Wahl von Swift Current, nächst dem Patriarchenbischof Friesen von Manitoba, der erste in der orthodoxen Mennonitenkirche in Canada, sprach am Donnerstag bei der Provinzialregierung vor, um sich zu erkundigen, ob die Behörden in Manitoba oder Ottawa die Auswanderung eines so großen Teiles der Bevölkerung zu verhindern suchen würden. Es wurde dem Bischof die Zusicherung gegeben, daß von Seiten der canadischen Behörden in dieser Hinsicht nichts zu befürchten sei.

In der Unterredung mit Mitgliedern der Regierung erklärte Bischof Wahl die Einzelheiten, welche zu diesem Plan geführt haben. Er sagte, daß die Häupter der orthodoxen mennonitischen Kirche vor einiger Zeit entschlossen hätten, da die Wiedererlangung der ihnen zustehenden Vorrechte mit Bezug auf ihre Schule keine Aussicht auf Erfolg zu haben scheine, Canada zu verlassen, ebenso wie sie in früheren Jahren Deutschland, Holland und Rußland verlassen hätten, um sich in einem Lande niederzulassen, wo ihnen völlige Freiheit für die Ausübung ihrer Religion gewährt werden würde.

Der Bischof erklärte, daß seine Kirche an der Meinung festhalte, daß das Manitoba Schulgesetz den Mennoniten aufgezwungen wurde in direktem Gegensatz und als ein Bruch des im Jahre 1873 mit der Dominialregierung getroffenen Abkommens. Er gab zu, daß, wenn sie auch ein Versprechen für besondere Vorrechte in dieser Hinsicht hätten, dieses Versprechen doch von einer Behörde gegeben worden sei, die nicht zuständig war oder die doch kein recht mehr hatte, ein solches Versprechen zu geben. Es bliebe ihnen also nichts anderes übrig, als Manitoba und Saskatchewan zu verlassen, denn das Schulgesetz in letzterer Provinz sei dem Manitobas gleich.

Um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, wurde ein Ausschuß erwählt, bestehend aus drei Mitgliedern aus Manitoba und drei aus Saskatchewan. Unter diesen befanden sich Bischof Friesen von Manitoba, das Haupt der Kirche im westlichen Canada, Bischof Wahl von Saskatche-

wan, Cornelius Rempel von Gretna und drei andere, deren Namen nicht angegeben wurden. Dieses Komitee wurde beauftragt die Vereinigten Staaten zu bereisen und festzustellen, wo und in welchen Staaten Land zu haben sei in Verbindung mit den gewünschten Vorrechten für die Kirche.

Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Staates Mississippi aus. Verhandlungen mit dem Gouverneur jenes Staates hatten zur Folge, daß derselbe sich im Namen des Staates schriftlich ausdrücklich verpflichtete, der mennonitischen Gemeinschaft vollständige Freiheit für Gottesdienste und die Leitung der Schulen für mennonitische Kinder zu gewähren.

Um ihre Stellung noch sicherer zu machen, begab sich die Abordnung nach Washington, um mit den Bundesbehörden über die Frage des Militärdienstes zu verhandeln und Generalanwalt Palmer hatte eine Konferenz mit ihnen. Nach Angabe Bischof Wahls hat Herr Palmer die Zusicherung gegeben, daß den Mennoniten, falls sie sich in den Vereinigten Staaten niederlassen würden, jetzt und in Zukunft vollständige Freiheit vom Militärdienst gewährt werden würde. Er hat weiterhin versprochen, den Kirchenhäuptern in Canada innerhalb eines Monats ein formelles Dokument zuzustellen, durch welches sich die Regierung der Vereinigten Staaten bindet, die Befreiung vom Militärdienst für alle Zeiten zu respektieren. Der Bischof hegt nicht den geringsten Zweifel, daß das Dokument, wie versprochen, eintreffen wird und sofort nach Empfang werden Vorbereitungen für die Auswanderung getroffen werden, welche bis zum Herbst vollendet sein sollen.

Das Fortgehen der Mennoniten aus dem westlichen Canada wird sowohl in Manitoba wie in Saskatchewan einschneidende Veränderungen in der Bevölkerung machen. In Manitoba werden die Städte Morden, Winkler, Plum Coulee, Emerson und Gretna und deren umliegende Distrikte fast vollständig entvölkert werden oder wenigstens von Grund aus eine Aenderung in der Bevölkerung durchmachen. In allen diesen Städten und Distrikten sind die Mennoniten vorherrschend und die von ihnen bearbeitete Anbaufläche geht ins Ungeheure. In Saskatchewan wird sich eine gleiche Wirkung bemerkbar machen in Hague, Osler, Swift Current, Rosthern, Lanigan, Herbert und an mehreren anderen Orten.

Bei den Kirchenhäuptern sowohl wie bei der Provinzialbehörde herrscht kein Zweifel darüber, daß der Verkauf dieser gewaltigen Ländereien nicht ohne Verlust durchgeführt werden kann, sicherlich nicht ohne Verlust für die Provinz infolge der Entvölkerung ganzer Distrikte. Jede mennonitische Kolonie im westlichen Canada ist der Mittelpunkt blühenden industriellen Lebens. Die Kirche, als eine Körperschaft, ist eine wohlhabende Institution. In Manitoba soll sie allein eine Million Dollar ausgeliehen haben und es wird geschätzt, daß das Eigentum ihrer Anhänger in den zwei Provinzen wenigstens zehn Millionen Dollar wert ist.

„Wir wissen," sagte Bischof Wahl, „daß wir durch das Verlassen Manitobas und Saskatchewans unserem Glauben ein ungeheures Opfer bringen. Das westliche Canada, unser Heim seit 1874, hat ein unserem allgemeinen landwirtschaftlichen Charakter angemessenes Klima und wir wissen ferner, daß wir in Mississippi finanziell nicht so gut vorwärtskommen werden wie hier. Getreu dem von unseren Vorfahren angenommenen Glauben haben wir uns jedoch entschlossen, ebenso wie sie zu handeln, nämlich ein Land, in dem wir ein gutes Fortkommen gefunden haben zu vertauschen mit einem Lande, wo die Frage der Erziehung wie des Militärdienstes zu unseren Gunsten gehandhabt werden kann."—

Die neue Leidenszeit in Südrußland.

Von J. G. Ewert.

Schluß.

Dazu fügt dann der Schriftleiter der „Heimkehr" weiter hinzu:

„Wie uns mitgeteilt wird, traf eine Dame aus Eupatoria, deren Mann von den Bolschewisten erschossen wurde, mit ihren Kindern aus der Krim nach einer 3monatlichen Reise über Paris und der Schweiz in Tübingen ein. Sie erzählte, daß die Truppen der „Freiwilligen-Armee" ebenfalls unbeliebt gewesen wären. So hatte sie selbst z. B. an die Bolschewisten eine Kontribution von 15,000 Rubel, an die Freiwilligen-Armee aber eine solche von 40,000 Rubel zu zahlen! Wir haben schon im vorigen Heft darauf hingewiesen, daß die Unbeliebtheit der Denikinschen „Freiwilligen-Armee allein natürlich deren Zusammenbruch nicht herbeigeführt hat, daß aber an dem schnellen Zurückgehen der Denikinschen Truppen die geringe Anteilnahme der Bevölkerung beteiligt ist. Inwieweit die Mitteilung der Dame, daß sich der Kolonisten-Selbstschutz nicht an die „Freiwilligen-Armee" anschloß, sondern selbstständig operierte, richtig ist, bedarf erst der Bestätigung. Jedenfalls haben sich aber die Kolonisten, die sich in der Denikinschen Armee anschlossen, eine bestimmte Stellung innerhalb des Heeres zu wahren gewußt."

Die „Heimkehr" vom 15. Februar berichtet über die Wolgakolonien auf Grund einer Schilderung von Pastor Johannes Schleunig:

„Das Wolga-Gebiet ist seit 1½ Jahren in bolschewistischen Händen. Die Bolschewisten haben den Wolgadeutschen die Autonomie verliehen und ihnen das Recht eingeräumt, eine selbständige Republik zu gründen. Die Verwirklichung des Ideals der freien Selbstbestimmung, für das die Wolgadeutschen immer geschwärmt haben, blieb dem Bolschewismus vorbehalten. Aber wie die Verwirklichung eines Ideals immer große Schattenseiten hat, so ganz besonders die der bolschewistischen Ideale, wie genügend bekannt sein dürfte.

Die Wolga-Kolonisten haben sich auf dem Boden des Rätesystems gestellt und, wie das deutsche Reichswanderungsamt erfährt, eigene Gemeinde-, Kreis- und Bezirksräte (Sowjets) gebildet. Auf diese Weise gelang es ihnen, nicht nur den wirtschaftlichen Ruin von sich abzuwenden, sondern für ihre Gemeinden eine gewisse Selbstverwaltung zu erhalten und ihre Interessen in den Kommissariaten für die nationalen Minderheiten und für Volkswirtschaft bei der Regierung in Moskau zu vertreten. Jedenfalls kann ihre gegenwärtige Lage als eine erträgliche bezeichnet werden. Sobald der Verkehr wieder aufgenommen sein wird, dürfen wir hoffen, unsre Wolga-Deutschen als gute deutsche Kolonistenbauern wiederzufinden, wie sie es vor dem Kriege und der Revolution waren."

Mit der Ueberschrift „Aus Südrußland" bringt dieselbe Nummer Folgendes:

„Im Oktober trat bekanntlich wieder Machno in Südrußland auf und suchte besonders die Molotschnaer Kolonien und den Kreis Melitopol heim. Nur zufällig erfahren wir etwas von Leuten, denen es gelang über Odessa zu flüchten. So konnten wir kürzlich einige Herren aus der Krim begrüßen, die uns etwas erzählten. Sie hatten Odessa am 4. Dezember verlassen. Die Stimmung war nach ihren Berichten infolge der erneuten großen Unsicherheit recht gedrückt unter den deutschen Kolonisten: man ist sehr zur Auswanderung geneigt, weiß aber nicht, wohin man sich wenden soll, da sowohl der Weg nach Deutschland wie nach Nord- und Südamerika zur Zeit nur in ganz großen Ausnahmsfällen eingeschlagen werden kann. Die Höhe der Reisekosten und der verschwindend geringe Schiffsverkehr verhindern eine größere Auswanderung.

Im allgemeinen wurde der Bericht, den wir nach den Erzählungen eines Reisegenossen dieser Herren im vorigen Heft gaben, bestätigt. An Einzelheiten sei noch erwähnt, daß Karl Repp, der frühere langjährige Oberschulz im Engerfelder Gebiet ermordet ist; desgleichen in Halbstadt der mennonitische Lehrer Unruh, sowie Herr Willems. Insgesamt sollen bei dem letzten Ueberfall im Oktober etwa 35 Personen in Halbstadt den Tod gefunden haben."

Soweit die Berichte in der „Heimkehr". Man sieht, daß mit Bezug auf das Schicksal unsrer südrußländischen Brüder die Berichte noch ziemlich ungewiß sind; und man sollte sich hüten vor zu schnellem Urteilsschluß. Ratsam ist es, wie der Schriftleiter der „Mennonitischen Blätter", zu sagen: „Gott gebe, daß sich diese schreckliche Nachricht nicht bestätigt oder doch stark übertrieben erscheint!" Wenigstens soviel ist klar aus den obigen „Heimkehr"-Berichten, daß es sich bei dieser neuen Schreckenszeit in Südrußland nicht handelt um Verfolgung durch die Sowjet-Regierung oder die Bolschewisten, die erst nach Neujahr wieder in Kontrolle gekommen sind, nach der Niederlage Denikins, sondern daß es sich handelt um die Freveltaten eines zügellosen Raubgesindels, das hinter der Denikinschen Kriegsfront besonders seinen Deutschenhaß austoben wollte. Zwar haben auch die Bolschewisten Gewalttaten verübt, die wir ebenso verwerflich finden; deswegen können wir im Namen der Gerechtigkeit

aber nicht mitmachen, wenn ihnen in die Schuhe geschoben wird, was andere verübt haben. Die „Heimkehr" druckt auch den folgenden Erlaß ab, den die Sowjet-Regierung am 19. Januar drahtlos von Moskau ausgesandt hat:

„Das revolutionäre Proletariat stellt mit voller Befriedigung fest, daß ihm durch die Eroberung Rostows und die Niederlage Koltschaks die Möglichkeit geboten ist ,die Waffe des Terrors zur Seite zu legen. Wenn es aber die Entente durch ein bewaffnetes Eingreifen oder materielle Unterstützung der gegenrevolutionären Armeen wieder versuchen sollten, die festen Grundlagen der Sowjet-Regierung zu untergraben, oder die friedliebende Tätigkeit der Arbeiter- und Bauernräte zu stören, so können sie dadurch die Rückkehr zum Terror erzwingen.

Auf Grund des soeben Auseinandergesetzten wird angeordnet, daß die Anwendung der Todesstrafen auf Grund von Urteilen der allrussischen Kommission in allen lokalen Organisationen vom Augenblicke der Kundmachung dieses Erlasses eingestellt werde."

Es wäre sehr zu hoffen, daß der Erlaß nicht nur in Sowjet-Rußland, sondern auch in der Ukraine und in Sibirien aufrichtig durchgeführt wird. Soviel sollte uns aber längst klar geworden sein, daß die Schreckenszeit in diesen Rebellionsgebieten auch mit Bezug auf die Räuberbanden viel eher zu Ende gekommen wäre, wenn nicht fremde, sich „christlich" nennende Völker den Kampf verlängert hätten durch tatsächlich und materielle Unterstützung der gegen die Zentralregierung kämpfenden Partei. Wenn aber in der ganzen Sache von Schuld die Rede ist, dann laßt uns zuerst an die eigene Brust schlagen!

(Ich möchte hier noch erwähnen, daß wenn jemand die in dem Obigen erwähnte halbmonatliche Zeitschrift „Heimkehr" bestellen möchte, der braucht nur $2.00 an meine Adresse, J. G. Ewert, Hillsboro, Kansas, zu senden, und ich werde die Bestellung nach Berlin einsenden.)

Aus dem Leben der Chortitzer Mennoniten-Gemeinden während der Kriegs- und Revolutionszeit.

(Aus dem Vorwärts. — Von J. G. Ewert.)

Als im Juli 1914 der schreckliche Krieg zwischen Rußland und Deutschland entbrannte, da beschlich unser Herz ein Gefühl der Furcht und Bangigkeit. „Wie wird es uns Deutschen in Rußland ergehen?" Das war die bange Frage, die sich schwer auf uns legte. Ein hell aufloderndes Gefühl der Begeisterung und der Vaterlandsliebe konnte uns kaum beseelen. Auch in der russischen Landbevölkerung war von einer hohen Begeisterung nichts oder sehr wenig zu merken. Nicht aus Vaterlandsliebe, nicht gedrungen von dem Bewußtsein, zur Rettung und zum Schutz des Landes das Leben opfern zu müssen, ging der gemeine russische Soldat in den Krieg. Er tat es, weil man ihn dazu kommandierte. Der gemeine russische Soldat spricht nicht, daß er in den Krieg zieht zum Schutz des Vaterlandes, er sagt: „Man hat mich getrieben" (pognal). Er tat es ohne klare Erkenntnis der Ziele und der Notwendigkeit des Krieges. Er versteht den Krieg nur als Eroberungskrieg; und da der russische Bauer einen ewigen Landhunger verspürt, so erwartet er von jedem Krieg, daß er ihm als Belohnung für seine Dienste Land verschaffen werde„ entweder durch Eroberung neuer Länderstrecken oder aber durch Verteilung der großen Privatländereien im Innern des Landes.

Wir deutschen Kolonisten Rußlands erwarteten vom Kriege nichts Gutes für uns. Wir zitterten für unser Gut und Leben, als in den russischen Zeitungen die Hetze gegen uns einsetzte, als man die russischen Bauern fast direkt zu Exzessen und Plünderungen aufforderte. Doch sollte die wirkliche Gefahr nicht von dieser Seite kommen. Der russische Bauer ist gutmütig von Natur und schwerfällig in seinen Bewegungen. Er verhielt sich meist gleichgültig gegen die Deutschen-Hetze; und vor sogenannten Pogroms sind wir während der Zeit des Krieges, Gott sei Dank, verschont geblieben. Feindlicher aber war das Verhalten der russischen Intelligenz und der Regierung. Durch deutschfeindliche Hetzereien in den Zeitungen und durch entsprechende Regierungsmaßregeln sollte der Kriegsgeist geweckt und gestärkt werden. Auch hat hier ohne Zweifel noch ein andrer Beweggrund vorgelegen, der die russische Regierung veranlaßte, den deutschen Kolonistenstand preiszugeben. Wie schon erwähnt, zieht der russische Bauer in den Krieg mit der Voraussetzung, daß ihm die Regierung zum Lohn für die geleisteten Dienste eine Vergrößerung des Landbesitzes zukommen lassen wird. Der russische Großgrundbesitzr, der ja bekanntlich in Rußland zum größten Teil das Heft in der Hand hatte, mußte nach dem Kriege eine Wiederholung der Agrarunruhen von 1905—06 befürchten. Um nun diesem vorzubeugen und dem Volke eine Lockspeise zu bieten, mußte das berüchtigte Liquidationsgesetz des deutschen Landbesitzes in Rußland entstehen.

Der deutsche Kolonist war betrübt darüber, daß ein Krieg mit den deutschen Stammesgenossen begonnen hatte; doch hielt er es für seine heilige Pflicht, für das russische Vaterland mit Gut und Blut einzustehen. Getragen von reiner Vaterlandsliebe ist mancher Kolonistensohn in den Krieg gegangen und hat sein junges Leben für Rußland und seinen Zaren gelassen. Doch als wir merkten, daß dieser schreckliche Krieg sich gegen das Deutschtum als solches richtete, da schwand die Liebe zum russischen Vaterland, das uns ohne Grund zu Verrätern stempelte und uns verstoßen wollte. Die Chortitzer Mennonitengemeinde sagte sich sogleich am Anfange des Krieges, daß es nun gelte, Untertanentreue und Vaterlandsliebe in der Tat zu beweisen. Auf der ersten Bruderschaftsversammlung in der Chortitzer Kirche wurde einmütig beschlossen, in Ergebenheitstelegramm an den Zaren zu senden mit der Versicherung, daß die Chortitzer Mennoniten all ihr Gut in den Dienst des Vaterlands stellen wollten, daß sie bereit seien, alles zu tun, um die Wunden heilen zu helfen, die der Krieg schlagen würde. Zu diesem Zwecke wurde auf Kosten der Chortitzer Mennoniten in Jekaterinoslaw ein Hospital von 200 Betten und ein andres von 100 Betten in Chortitza eingerichtet und unterhalten. Auf einer zweiten Bruderschaftsversammlung, als schon das Landenteignungsgesetz drohte, wurde beschlossen, unsre ganze Jungmannschaft, die nach dem Gesetze vom Kriegsdienst befreit war (d. h. solche, die wegen Familienunterhalt usw. Exemption bekamen, wie man hier in Amerika sagt — J. G. E.), der russischen Militärbehörde zu Sanitätsdiensten anzubieten! Schon vorher hatte sich eine große Anzahl junger Mennoniten f r e i w i l l i g in den Sanitätsdienst gestellt; einige waren auch freiwillig ins reguläre Militär eingetreten! Unsere Opferfreudigkeit u. unser D i e n s t e i f e r aber sollten bald einen schweren Stoß erleiden.

Es fanden sich bald während des Krieges unter den in Chortitza wohnenden gebildeten Russen genug Leute, die ein besonderes Verdienst darin sahen, unsre Bestrebungen bei der Behörde zu verdächtigen und anzuschwärzen. Anonyme Angebereien hatten zur Folge, daß Administration und Polizei wetteiferten, Spione und geheime Anschläge in der Chortitzer Wolost aufzuspüren, die politische Unzuverlässigkeit der Deutschen nachzuweisen. An einer Stelle fahndete man nach drahtlosen Telegraphenstationen, an anderer suchte man in Gurkenfässern nach Bomben! Man wollte deutsche Flugzeuge gehört und gesehen haben, die von den Kolonisten Gold nach Deutschland überbrachten! Als wir die russischen Truppen auf ihrer Durchreise durch Chortitza mit frischem Obst bewirteten, da hieß es: die Deutschen wollen unsre Soldaten vergiften! Die erwähnte zweite Bruderschaftsversammlung wurde als eine gefährliche politische Versammlung angesehen. Alle Beteiligten wurden einem Verhör unterworfen, und der Aelteste der Chortitzer Gemeinde, J. Dück, sowie auch der Oberschulze A. Päthkau und der Gebietsschreiber wurden nach Jekaterinoslaw gefordert, wo die letztern beide ins Gefängnis geworfen wurden. Nur dank der Fürsprache des Fürsten Urusow wurden diese Personen nicht nach Sibirien verschickt, doch mußten sie eine Geldstrafe von 9000 Rubel zahlen. Ein deutscher Gutsbesitzer, J. Heinrichs, wurde nach Sibirien verschickt, weil er sich in der Friedenszeit an einer vom Gouverneur erlaubten Kollekte zum Bau eines russischen Bethauses beteiligt hatte.

Bald kam das Verbot der deutschen Sprache. Es war dies für unsre Polizei eine höchst willkommene Verfügung, da sie zu einer reichlich fließenden Einnahmequelle wurde. Für jedes deutsche Wort, das auf der Straße und auf dem Hofe gesprochen wurde, und das zu den Ohren der Polizeibeamten gelangte, wurde der „Uebeltäter" bestraft. In den meisten Fällen jedoch konnte man sich von der Strafe loskaufen: von 5 bis 100 Rubel war die Taxe, je nach den Vermögensverhältnissen der Bestraften.

Größere Versammlungen von deutschen Kolonisten waren nicht gestattet, ganz einerlei zu welchem Zwecke die Versammlungen zusammentreten wollten. Nach einer Verfügung des Odessaer Generalgouverneurs Ebelow durften in einem Hause nicht mehr als fünf Deutsche zusammenkommen. Die Kirche war anfangs der einzige Ort, wo man in größerer Anzahl zusammenkommen durfte. Natürlich konnte diese einfältige Verfügung nicht eingehalten werden. Sie wurde gewöhnlich großmütig gegen einige Pfund Butter, Schinken oder Eier gewährt. Sogar das bei den Kolonisten so wichtige Fest des Schweineschlachtens konnte bei Beginn des Krieges in Chortitza nur mit spezieller Genehmigung des Polizeibeamten vor sich gehen. Gefährlich in politischer Hinsicht erschienen den russischen Beamten auch die Tauben der deutschen Kolonisten. Alle Tauben wurden bei der Polizei angegeben, und jede Woche einmal mußte über jede Veränderung im Taubenschlag Meldung gemacht werden. Die russischen Feldarbeiter wurden gegen ihre deutschen Arbeitgeber aufgehetzt. Im Falle eines Zerwürfnisses bekam natürlich immer nur der russische Arbeiter recht. Der deutsche Wirt zog bald vor, die Wirtschaft ohne russische Arbeiter zu bestellen. Doch war dieses höchst beschwerlich, da die deutsche Jungmannschaft eingezogen war, und der deutsche Bauer bei seinem Landbesitz von 60 Hektar während der Erntezeit mindestens drei Arbeiter zur Hand haben muß. Dem russischen Bauer wurden als Feldarbeiter österreichische und deutsche Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt, dem deutschen Kolonisten nicht. Selbstverständlich hat der deutsche Bauer seine Wirtschaft so nicht musterhaft führen können, und manches Feld wurde schlecht oder gar nicht bestellt.

Fortsetzung folgt.

Das Schicksal der „Tempel"-Kolonien in Palästina.

Der nachstehende Brief von Johannes Dyck, einem der internierten Templer in Helonan bei Cairo, Eg., schildert das Los der Tempelkolonien in Palästina wie folgt:

Palestine Interner Camp, Helonan, Eg. April 7, 1920. Herrn J. G. Schanz, Gypsum, Kansas. Lieber Freund und Bruder! Deinen Brief vom 21. Febr. d. J. habe ich am Ostersonntag, den 4. d. M. erhalten, gerade während der ersten Aufregung über unsern geplanten zwangsweisen Abtransport nach Deutschland. Inzwischen sind gestern Nachmittag für uns die Würfel gefallen, indem vom Camp Office eine Liste ausgehängt worden ist mit den Namen von 236 Personen (17 Männer, 76 Frauen und Jungfrauen und 143 Kinder) und der Aufforderung, sich für nächsten Montag, den 12., bereit zu halten, in ihr Vaterland, Deutschland, zurückzukehren, ausgewählt nach dem Gesichtspunkte, den ihre Männer draußen haben; dann, deren Männer Kriegsgefangene sind und andere, die noch nicht lange im Lande waren, so an 25 Familien von Wilhelma, 17 Familien von Sarona, verschiedene von Jaffa und Jerusalem. Der Rest, mit dem auch C. Rohrer (Vorsteher des Tempels) mit Familie zugehört, soll bis Ende April abtransportiert werden. Abgeschoben werden wir ohne Gnade und Barmherzigkeit wie wir gehen und stehen, ohne Geldmittel, ohne genügende Kleider, durch die zweijährige Gefangenschaft abgetragen, verwaschen und nicht erneuert. Jaffa, Sarona und Wilhelma haben noch Bettstellen, Matratzen, Betten und Bettzeug mit, wir Jerusalemer aber hatten ausdrücklich Befehl, außer Kinderbettstellen keine Bettstellen mit Zubehör mitzunehmen, da wir vorübergehend in ein vollständig ausgerüstetes Haus nach Egypten kommen. In treuem Glauben hat man sich diesem Befehl gefügt, und statt solcher Sachen, die jetzt, bei einer Deportation namentlich, wichtig wären, hat man manches Unzweckmäßige mitgenommen. Das Notwendigste, Erforderliche sich nachschicken zu lassen, wird rundweg abgeschlagen und verweigert, und so müssen wir uns recht- und hilflos der stärkeren Gewalt beugen. Es ist ein grausamer und unmenschlicher Akt, der an uns ausgeübt wird, wie er in den letzten Jahrhunderten der Menschheitsgeschichte nicht vorgekommen ist. Zwangsweise werden wir aus dem Lande der Verheißung, wo wir eine fünfzigjährige Arbeit im Sinne der Aufrichtung des von Jesus verkündigten Reiches Gottes hier auf Erden im besten Einvernehmen mit der früheren Regierung ohne jede politische Absicht betätigt haben, verbannt und deportiert nach Deutschland, das heute durch den Friedensvertrag in Versailles zerstückelt, entwaffnet und zerschmettert zu Boden liegt, um seine Lebensexistenz ringt, in ein Land, wo die Bevölkerung seufzt und schreit und kämpft, ob der stetig zunehmenden Teuerung und Hungersnot, in dieses Land werden wir abtransportiert, wo wir weder Heimstätten noch Obdach haben. Himmelschreiend ist dieses Verbrechen, das mit diesem Gewaltakt ausgeübt wird, ohne daß ihm von irgend einer Seite Einhalt geboten werden kann. Man führt uns wie Schafe zur Schlachtbank. Das ist heute das Los für unsere allernächste Zukunft. Gott der Allmächtige hat seine gnädige und schützende Hand seither in so großer Barmherzigkeit über uns gehalten„ indem er uns nicht nur Leben und Gesundheit gefristet, sondern auch bisher Nahrung und Kleidung gewährt hat, sollte es ihm eine Unmöglichkeit sein, auch in den kümmerlichsten und elendesten Umständen es so zu fügen, daß wir für die Arbeit an seinem Werk erhalten bleiben? Wer Wolken Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann, sagt der Wichter Gerhard, und es kostet ein festes Vertrauen, die Zuversicht und Hoffnung nicht zu verlieren. Es bestätigt sich an uns was der Dichter sagt: Wir gehen einer großen Zeit entgegen, wie keine war so lang die Erde steht, Doch wer vermag den Durchbruch zu erleben, wenn es noch länger durch Gerichte geht; die große Zeit erfordert große Seelen, Die nicht im eignen Dienstkreis stets sich dreh'n, Sie fordert Seelen, die das Kreuz erwählen, und mutig mit dem Führer weiter geh'n .

Den lieben Geschwistern unseren innigsten Dank für Eure bereits bewiesene Liebe und Teilnahme, und gedenket auch in Zukunft Eurer in großer Trübsal so schwer geprüften Geschwister vor Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, dem Lenker aller Menschheitsgeschicke.

Herzliche Grüße von allen Geschwistern hier. Uns und Euch dem gnädigen Schutz Gottes befehlend, Dein in treuer Liebe verbundener Mitbruder

Johannes Dyck.

Hast du einmal dein Wort gegeben,
Mußt du's zur Tat auch ausgestalten;
Versprich drum nicht zu viel im Leben,
Du weißt nicht, ob du es kannst halten.

Lasset euch nicht verführen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung.

Don Juan sah ihn aufmerksam an. „Ich dachte, du hättest Glauben, Carlos," sagte er.

„Glauben?" forschte Carlos.

„Solchen Glauben," sprach Juan, „wie ich habe; den Glauben an die Wahrheit, die Freiheit!" und er betonte die hochklingenden Worte „Verdad y libertad" offenbar in der Ueberzeugung, sie brauchten nur die frohbewegte, bereitwillige Welt zu durcheilen, um sie ganz zu erobern.

„Ich habe Glauben an Christum," antwortete Carlos ruhig.

In diesen beiden kurzen Sätzen zeigte jeder unbewußt die Tiefen seiner Seele und ließ in das Geheimnis seines inneren Werdens hineinblicken.

Der erste Tropfen eines Gewitterschauers.

Glückliche Wochen strichen schnell und ohne Geräusch dahin. Sie brachten Beschäftigung für Kopf und Herz, sowie verschiedene, innige Freuden. Für Don Juan war einer der größten Genüsse jetzt sein beständiger Verkehr mit Donna Beatriz, weil er ihr die Lehren ins Gemüt zu pflanzen strebte, deren Wahrheit ihm täglich teurer ward. Sie schien ihm eine fähige, hoffnungsvolle Schülerin zu sein, doch war er kaum unter den obwaltenden Umständen der beste Beurteiler. Carlos war weniger von ihren Fortschritten eingenommen, er riet zur Zurückhaltung und Vorsicht bei den ihr anzuvertrauenden Geheimnissen, da sie durch Unbesonnenheit sie ihrer Tante, ihren Cousinen leicht verraten könnte. Das sah Juan als ein Zeichen der ihm innewohnenden Schüchternheit an, obwohl er seine Warnung insoweit berücksichtigte, als er Donna Beatriz dringend die Notwendigkeit einschärfte, die religiösen Unterredungen tief geheim zu halten, und dabei ihre Empfindlichkeit durch Vermeiden der verhaßten Bezeichnung: Ketzerei, oder Lutherismus, schonte.

Daß Juan aber selbst durch den Unterricht seines Bruders vorwärts kam, sowie durch Losada und Fray Cassiodoro, stand außer Zweifel. Bald begann er Carlos zu den Versammlungen der Protestanten zu begleiten, welche den neuen Zuwachs ihrer Reihen mit warmer Begeisterung empfingen. Don Juans offene Freundlichkeit, sein freimütiges, sanguinisches Wesen zog alle an, wenn er auch nicht solch große Liebe fand, wie Carlos bei den wenigen, die ihn genau kannten — Losada, Don Juan Ponte de Leon und der junge Mönch Fray Fernando.

Teils durch den Einfluß seiner geistlichen Freunde, teils durch den glänzenden Ruf, den er von Alcala mitgebracht, hatte Carlos einen Lehrstuhl am theologischen Collegium erlangt, dessen Probst Fernando de San Juan, ein entschiedener, eifriger Lutheraner war. Diese Stelle war eine ehrenvolle, nicht unpassend für seinen sozialen Standpunkt, und insoweit nützlich als dadurch sein Oheim sich überzeugen konnte, „er tue etwas und verträume nicht faul seine Zeit." Andre Beschäftigungen boten sich ihm auch. Unter vielen aufrichtigen, ängstlichen Frommen, die sich um die Beziehungen des alten Glaubens zu dem neuen Sorge machten, wandten sich einige mit dem Gefühl, daß er der rechte Mann dazu sei, an ihn um Hilfe. Das war gerade die Aufgabe, für die seine Begabung und sein Charakter sich eigneten. Mitfühlen und Ratspenden, im Zwiespalt beistehen, wie es nur der Mann konn, der selbst solchen Zwiespalt kennt, dazu war er von Gott geschickt gemacht. Wenn einer auf seinem Weg durch die Welt, wo er kann, ein gutes Wort zu den Beladenen spricht, dann fehlt es ihm wohl nie an einem solchen, der ihn hören will. Nur in einem Punkt waren die Brüder verschiedenen Sinnes. Juan erblickte die Zukunft in rosigem Licht, wie sie ihm seine glühende hoffende Phantasie vormalte. In seinen Augen waren die Spanier schon für „Wahrheit und Freiheit", wie er zu sagen liebte, gewonnen. Er sah nichts Geringerem als einer glänzenden Erneuerung des Christentums entgegen bei der sein geliebtes Vaterland voran gehen würde, und viele aus der Gemeinde von Losada teilten diese schönen, leuchtenden, aber täuschenden Träume, die Begeisterung, aus der sie entsprangen und genährt wurden. Wieder gab es andere, die sich nur mit Zittern über die guten Nachrichten freuten, welche über die Ausbreitung des Glaubens in ferneren Landesteilen zu ihnen gelangten, und die jeden neuen Genossen so wehmütig begrüßten, wie sie etwa ein Schlachtopfer geschmückt haben würden .Sie konnten den Schreckensnamen, die heilige Inquisition, nicht vergessen. Aus gewissen, bedeutsamen Anzeichen schlossen sie, daß sich das schlafende Ungeheuer in seiner Höhle zu regen begann. Wenn nicht, wozu waren neue strenge Verordnungen gegen die Ketzerei neuerdings von Rom eingetroffen? Und vor allem, warum war der Bischof von Tarragona, Gonzales de Munebraga, der schon als unerbittlicher Verfolger der Juden und Mauren bekannt war, nun zum General-Vice-Inquisitor in Sevilla bestellt worden?

Im Ganzen herrschten noch die Hoffnung, das Vertrauen vor; und es mag uns seltsam, fast unglaublich erscheinen, daß sogar im Schatten der Triana selbst die Lutheraner ihre Zusammenkünfte fast bei offenen Türen fortsetzten.

Eines Abends begleitete Don Juan seine Braut zu einer Festlichkeit, von der er sich nicht wohl ausschließen konnte, während Carlos eine Vereinigung zu Gebet und gemeinschaftlicher Erbauung an gewohnter Stelle besuchte: Im Haus der Donna Isabella de Baena.

Don Juan kehrte spät, aber sehr vergnügt zurück. Er verfügte sich sogleich in das Zimmer, wo ihn sein Bruder erwartete, warf seinen Mantel ab und stand nun vor ihm, eine heitre, schöne Gestalt im Wams von karmoisinrotem Sammet, mit goldner Kette und dem guten Schwert, das heute nur zur Zier diente und in einer vom gestickten Gürtel gehaltenen, mit schöner Reliefarbeit geschmückten Scheide steckte.

„Nie sah Donna Beatriz so reizend aus, wie heute," begann er eifrig. „Don Miguel de Santa Cruz war da, konnte aber nicht einen einzigen Tanz von ihr erhalten, und sah aus, als wollte er vor Neid umkommen; nund dieser unverschämte Luis Rotelo! Ich werde ihn nächstens mal prügeln, wenn keine mildern Maßregeln helfen, ihm seinen Platz anzuweisen. Er, der Sohn des einfachen Hidalgo, seine Augen bis zu Donna Beatriz de Lavella zu erheben! Welche Anmaßung von dem Kerl! — Du hörst mir ja nicht zu, Bruder. Was ist mit dir?"

Kein Wunder, daß er das fragte. Carlos' Gesicht war sehr bleich und die tief traurigen Augen ließen Tränenspuren erkennen.

„Ein großer Kummer, lieber Bruder," antwortete er mit leiser Stimme.

„Mein Kummer denn auch! Sag' mir, was ist's?" fragte Juan, dessen Ton und Weise sich sofort änderte.

„Juliono ist verhaftet."

„Juliano? Der Maultiertreiber, der die Bücher brachte und dir das Testament gab?"

„Der Mann, der mir das kostbare Buch in die Hände legte, dem ich meine irdische Freude und meine himmlische Hoffnung verdanke," berichtete Carlos mit zitternden Lippen.

„Ay de mi! ob es aber wahr ist?"

„Nur zu wahr. Ein Schmied, dem er ein Exemplar des Buches gezeigt, verriet ihn. Gott vergeb' es ihm, wenn so etwas Vergebung finden kann. Es ist wohl schon einen Monat her, doch haben wir es erst jetzt gehört. Und er liegt dort — dort!"

„Wer sagte dir's?"

„Alle sprachen in der Versammlung davon, als ich kam. Es ist ein Kummer für alle! Doch zweifle ich, ob noch jemand so viel Grund zur Betrübnis besitzt wie ich. Denn er war mein Vater im Glauben, Julian. Und nun,"—fügte er nach einer langen, trüben Pause hinzu — „nun kann ich ihm niemals erzählen, was er für mich ge-

tan hat — wenigstens nicht diesseit des Grabes."

„Es ist keine Hoffnung für ihn," sagte Juan traurig, und in tiefen Gedanken.

„Hoffnung! nur auf Gottes große Barmherzigkeit. Die können selbst die schrecklichen Kerkermauern nicht ausschließen."

„Nein, Gott sei Dank."

„Aber diese langen, bittern, schrecklichen Leiden! Ich habe sie mir vorstellen, sie betrachten wollen — ich kann's nicht, ich wage es nicht. Und was ich nicht zu denken wage, daß muß er aushalten."

„Er ist ein Bauer, du bist ein Edler, das macht etwas Unterschied!" sagte Don Juan, bei dem das Band der Brüderschaft in Christo noch nicht alle irdische Verschiedenheit hinweggelöscht hatte. „Aber Carlos," fragte er plötzlich mit einem Blick voll Angst, „weiß er denn alles?"

„Alles," entgegnete Carlos ruhig. „Ein Wort aus seinem Mund, und für uns alle wird der Scheiterhaufen angezündet. Das Wort wird aber nimmer gesprochen werden. Heute Abend hat kein Herz für uns selbst gezittert, wir weinten nur um ihn."

Fortsetzung folgt.

In einer Baumwollenspinnerei.

Ihr alle kennt das Baumwollgarn, das zum Stricken, Sticken und zu Häkelarbeiten verwendet wird. Im Schulunterricht habt ihr gelernt, daß die Baumwollenstaude ein Malvengewächs ist. Aus ihren Blüthen entwickeln sich Samenkapseln, die Aehnlichkeit mit großen Mohnköpfen haben. Diese Kapseln sind mit zarter, weißer Wolle angefüllt. Die reife Kapsel springt auf, und dann quillt die Wolle aus den Spalten hervor.

Die aus den Kapseln genommene Wolle wird nach einer oberflächlichen Reinigung in große Säcke gestopft und in einer Presse zu großen Ballen zusammengedrückt. Ehe diese zu den hübschen, gleichmäßigen Fäden verarbeitet ist, muß sie noch eine ganze Reihe von Maschinen durchwandern. Sehen wir uns den Betrieb in einer Baumwollspinnerei einmal an.

Zuerst kommen wir zu zwei Maschinen, die von einem Gehäuse von allen Seiten umschlossen sind. Darin rast und tobt es, als wäre ein Sturmwind da eingesperrt, der Anstrengungen macht, die Wände seines Gefängnisses zu sprengen. „Das sind die Bläser," sagt unser Führer. „Was tun sie?" fragen wir. „Passen Sie auf," sagt er, reißt aus einem Ballen eine tüchtige Handvoll Baumwolle, zeigt uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin und hält sie dann an eine Oeffnung der Maschine. Diese zupft daran und frißt sie gleichsam auf, wie eine Kuh eine Handvoll Heu frißt, nur geht es viel rascher. Im Nu ist das Futter verschlungen. Dann öffnet der Mann unten eine Klappe und winkt dem Jungen, der die Maschine bedient. Dieser holt einen ganzen Arm voll baumwollenen Schnee daraus hervor. „Sehen Sie," sagte der Führer. „das ist die Handvoll, die ich in die Maschine getan habe."

Wir schütteln ungläubig den Kopf. Da zeigt er uns, wie es zugeht. Im Innern der Maschine wird die Baumwolle mit rasender Geschwindigkeit zerzaust und hin- und hergeworfen; dabei fallen die fremden Bestandteile, welche schwerer sind, zu Boden.

„Nun ist die Baumwolle wohl fertig zum Spinnen?" fragen wir. Der Führer antwortet: „Noch lange nicht! Dazu muß sie noch in einer ganzen Reihe anderer Maschinen bearbeitet werden; die nächsten sehen Sie hier." Er zeigte dabei auf mehrere dampfende, zischende und pfauchende Höhlen, in welche der baumwollene Schnee aus den Bläsern wie ein Regen von Milch fortwährend hinabströmt. Ein Blick in das Innere zeigt uns, daß die Baumwolle sobald sie da hineinkommt, von einem sehr kräftigen Luftstrom erfaßt und so auseinandergeblasen wird, daß sie wie ein dünner, feiner Nebel aussieht. Stählerne Flügel drehen sich in diesem Raum so rasch, daß sie beinahe unsichtbar sind. Hier werden alle kleinen Unreinigkeiten, Samenkörner, Stückchen von den Hülsen und dergleichen vollständig ausgesondert und herausgeschleudert, während die Baumwollenfasern in fortwährendem Fluge erhalten werden. Am anderen Ende der Maschine fliegt die Baumwolle wie ein fortwährender Schneesturm heraus. Wer hindurchgeht, sieht augenblicklich wie ein lebendiger Schneemann aus.

Die folgende Maschine, in die die Baumwolle nun wandert, sieht wie ein großer Käfig aus. Da drinnen zeigt sich ein wahrer Wirrwarr von Hebeln, Walzen, Kämmen, von denen die Baumwolle wie von Verdauungswerkzeugen gut verarbeitet wird.

Ist die Baumwolle nun durch zwölf Reinigungs-, Wurf-, Hechel-, Dresch- und Siebwerkzeuge gegangen, so sinkt sie wie ein blendend weißer Schnee hernieder, aber nicht in Flocken, sondern gleichmäßig zerteilt ohne sichtbare Zwischenräume.

Nachdem sie dann zu großen Rollen geformt ist, wandert sie zu den Krempel- und Kämmmaschinen und dann endlich in die Spinnmaschinen, worin sie zu Fäden verarbeitet wird. — Wenn nun aber von den tausend Fäden einer abreißt? Dann fällt an der betreffenden Stelle eine kleine Platte hörbar nieder. Auf dieses Zeichen stellt der Arbeiter die Maschine sofort still. ein Mädchen holt das davongelaufene Ende des Fadens herbei und befestigt es an dem zurückgebliebenen Ende. Dieses „Ankleben" erfordert große Uebung; aber die Mädchen sind darin so gewandt, daß man das kurze Stillstehen der Maschine kaum bemerkt.

Wir steigen ein Stockwerk höher und noch eins; überall Maschinen, die schnaubend und keuchend arbeiten. Dazwischen stehen einzelne Menschen, die gespannt aufpassen und sofort zugreifen müssen, sobald die Maschine es erfordert.

Sie folgen uns!

Am Sarge ihres Sohnes stand
Ein weinend Elternpaar,
Zerrissen war das teure Band;
Ihr Kind lag stumm und starr.

Die Mutter schreiend niedersinkt:
Ist denn kein Trost für mich?
Sein letztes Wort: „Verloren!" klingt
In mir so schauerlich.

„Ich," ruft sie, „ich bin schuld daran,
An seinem ew'gen Tod.
Er folgte mir, ich ging voran
Gleichgiltig gegen Gott.

Die kleinen Sünden, dacht ich dann,
Die waren nicht so hart.
Er fing mit kleinen Sünden an
Bis er zum Mörder ward.

Ach hätt' ich mich zu Gott bekehrt
Als er noch jung und zart,
Dies Schreckenswort, „Verloren", hört,
Wär' mir jetzt wohl erspart.

Herr, gib, daß doch an jenem Tage
Wenn wir vor deinem Richtstuhl stehn,
Nicht eins von meinen Kindern sage:
„Durch dich muß ich verloren gehn!"

J. P. Friesen, Long Beach, Cal.